



PRESSESPIEGEL WERK X

2014-2022



WERK X Pressehighlights

„Ein spannender Abend, mit dem das Werk X erneut einen wichtigen Beitrag zu laufenden gesellschaftlichen Debatten leistet.“

Wolfgang Huber-Lang, APA

„eines der führenden Theaterhäuser Wiens, wenn es um progressives, politisches Theater geht. Die Inszenierungen bringen immer wieder innovative Künstlerinnen und Künstler auf die Bühne, brechen scheinbar festgeschriebene Genregrenzen auf und thematisieren gesellschaftspolitische Tendenzen.“

Viktoria Klimpfinger, 1000things

„[...] ein sehr, sehr starker Abend.“

Thomas Trenkler, Kurier

„Das Leben unter den Bedingungen globaler Ausbeutung ist eine einzige Rutschbahn. Auch um daran wirkungsvoll erinnert zu werden, bedarf es widersetzlicher Mittelbühnen wie des Werk X.“

Ronald Pohl, Der Standard

„Nach Wien Meidling muss pilgern, wer politisch und sozial engagiertes Theater sehen will.“

Peter Temel, Kurier



SPIELZEIT 2021/2022



TESTO JUNKIE

„Willkommen im Zeitalter der Pharmapornografie! Subjektivität ist Konstrukt. Sex(ualität), Gender und Körper sind nur noch hierarchisch produzierte diskursive Effekte der Pharmaindustrie zur kapitalistischen Luststeigerung. Pharmazeutisch produziertes Testosteron ist die Droge der neuen Zeit.“ Christine Eders überzeugende Bühnenadaption von Paul B. Preciados einflussreichem Buch „Testo Junkie“ im Wiener [Werk X](https://werk-x.at) macht Preciados endokrinologisches Selbstexperiment zum

unterhaltsamen Kammerspiel rund um ein überdimensionales Bett im Playboy-Mansion-Stil.

Preciados Testo-Rausch ist ein Schreib- und Liebesrausch, immer geht es auch um Preciados komplizierte Beziehung mit Virginie Despentes, was dem geballten Theorie-Overkill genug soapy Spannung beimischt, um den Abend äußerst kurzweilig zu machen und dank der souveränen schauspielerischen Leistung auch sehr mitreißend.

Empfehlung! *Lea Susemichel*

<https://werk-x.at>



Die Sparks und der Rest der Welt im Theater

Werk X. Tex Rubinowitz hat sein erstes Theaterstück geschrieben: Im Nicht-Krimi „Sherlock Holmes“ erfinden drei Personen einander und reden dabei sehr schnell. Dazu hört man geniale Popsongs.

VON THOMAS KRAMAR

Wie beginnen? Vielleicht so: Wenn ein Theaterstück mit den Fragen „Fangen wir an?“ und „Wie fangen wir an?“ beginnt, wird der Besucher nervös. Er weiß: Theater, das sich mit selbst befasst, ein Stück, das das Schreiben eines Stücks beschreibt, das kann mühsam werden. Und wenn dann schon in der ersten Szene das kanonische Wittgenstein-Zitat variiert wird . . .

Schweigen wir nicht darüber: Tex Rubinowitz, vortrefflicher Humorzeichner und Reiseschriftsteller (beides im weiten Sinn), Bachmann-Preisträger und Leiter der Band Mäuse, macht es uns mit seinem ersten Theaterstück nicht leicht. „Sherlock Holmes“ ist ein Sprachschwall, ähnlich wie seine Prosawerke. Rubinowitz kommt vom Hundertsten ins Tausendste und wieder zurück, aber auch ins Erste und ins Letzte. „Bei seinen eigenen Anfängen und Enden ist man immer allein“, sagt seine Figur Wojo, und später, genauso fahrig: „Der Anfang und das Ende, ei-

gentlich gute Freunde, man verpasst beide, weil sie einfach passieren, sie sind die Klammer für alles Verpasste und unser Dasein.“

Er habe „Angst vorm verpassten Sterben“, sagt Wojo. Die Todesangst treibt ihn, zum Reden und zum Trinken, seit jeher den beiden Hauptbeschäftigungen eines Bühnen-Bohemiens. Der sich seiner Existenz nie sicher sein kann: Er muss sich ihrer ständig redend versichern.

Tiermasken und Texte an der Wand

Auch indem er sich Gefährtinnen schafft, die mit ihm die Bühne bevölkern – eine kahle Küche, tapeziert mit Texten. Manchmal tragen sie Tiermasken. Oder ist er ihr Geschöpf? Haben sie Wojo erfunden, jede für sich? Haben sie ihn gar erfunden, damit er sie erfinden kann? Was für eine seltsame Schleife.

Nur das Erzählte ist wahr: Das ist eine der möglichen Auflösungen dieses melancholisch in sich selbst gekrümmten Stücks, in dem auch über Charlie Sheen gesprochen wird, über den Klingonen Lieutenant Worf

und ein Loch unter dem Teppich. Große Sätze fallen in dieses Loch, ewige Paradoxa landen neben Bierflaschen, und es wird sogar getanzt. Regisseurin Ursula Leitner hat sich bemüht, den Wortschwall zu beleben. Die Schauspielerinnen Annette Isabella Holzmann und Wiltrud Schreiner strukturieren ihn nach Leibeskräften. Sie spielen dabei vielleicht zu viel Theater, aber was bleibt ihnen denn? Am ehesten dem Sprachduktus gehorcht Schauspieler Wojo van Brouwer. Er hat oft etwas Herziges in all dem Irrsinn, erinnert an den deutschen Essayisten Max Goldt, einen Freund von Rubinowitz.

Der natürlich neben seiner Angst auch seine Leidenschaften ins Stück gepackt hat. Vor allem seine Liebe zum großartigen Popduo Sparks, das auch in „Annette“, dem neuen Film von Leos Carax, eine zentrale Rolle spielt. Ihr Song „Sherlock Holmes“ (1982) gibt dem Stück den Titel, ihr „Miss the Start, Miss the End“ (1975) fasst es in eine Nusschale. Wer das Theater scheut, sollte sich zumindest dieses Lied unbedingt anhören.



Der Sound des Scheiterns

Werk X zeigt „Sherlock Holmes“ von Tex Rubinowitz.

Von Angela Heide

Das Auftragswerk ist der erste abendfüllende Theatertext des bekannten Zeichners und Autors. Dass Rubinowitz Texte auf Stoff stickt, mag weniger bekannt sein. Auch, dass er ein veritabler Fan der Sparks ist, deren 1982 erschienenem Song er, entgegen allen erwartbaren Vermutungen, den Titel seines Stückes entlehnt. Ursula Leitners rhythmisch überzeugende Inszenierung hält sich dicht an die Lyrics von „Sherlock Holmes“: Da wären etwa der Nebel, die Hunde und die nächtlichen Einsamkeiten des Autoren-Alter-Egos „Wojo“.

Da wäre auch das dem Lied immanente Moment des Vorgebens, „just pretend“. Etwa, dass man ein Autor ist, der zwar die Wohnungswände mit seinen Stückentwürfen tapeziert, aber dann doch nichts Rechtes zu produzieren weiß. Das wissen auch Annette und Wiltrud, die den beständig scheiternden Autor in regelmäßigen Abständen heimsuchen und wortreich an sei-

ne erzählerischen Unzulänglichkeiten erinnern.

Das Motiv des an den eigenen Ansprüchen scheiternden Schreibenden ist nicht neu, so wenig sind es die damit einhergehenden biografischen Referenzen. Rubinowitz lässt seine Protagonisten, Wojo van Brouwer, Annette Isabella Holzmann und Wiltrud Schreiner – alle drei in spielerischer Hochform – fulminant in eine ziemlich diskurslastige und mit der Zeit auch anstrengende Szenenfolge stürzen, aus der weder ein Plot noch eine Erkenntnis aufsteigen, sich der Autor am Ende aber zumindest als reine Imagination verabschiedet, weil „keine Argumente mehr funktionieren“. ■

Theater

Sherlock Holmes

Von Tex Rubinowitz
Ursula Leitner (Regie)
Werk X bis 12. Februar

★ ★ ★ ☆ ☆



Werk X: Im goldenen Westen wartet die totale Ausbeutung

Kritik. Nach Wien Meidling muss pilgern, wer politisch und sozial engagiertes Theater sehen will. Jüngstes Beispiel für eine gelungene Roman-dramatisierung im Werk X ist die Adaption von John Steinbecks „Früchte des Zorns“.

In seinem berühmten Roman beschrieb Steinbeck das Schicksal der Farmer-Familie Joad, die in der großen Depression und Dürre der 1930er ihre Heimat Oklahoma verlassen muss. Das Ziel ist das fruchtbare Kalifornien.

Hausherr und Regisseur **Harald** Posch ließ den Text nicht wesentlich ins Heute versetzen. Neue Zeitbezüge entstehen durch die Ausstattung.

Flüchtlings-Trails

Zum Teil sprechen die Schauspieler (Sebastian Wendelin als Tom Joad und Martin Hemmer als Wanderprediger Jim Casy stechen heraus) in eine Kamera, deren Bild live übertragen wird. Ihr Hab und Gut haben die Joads in billige Jumbo-Wäschetaschen gesteckt. Man kennt diese Bilder von Flüchtlings-Trails. Die Glückssuchenden sprechen zudem in mehreren Sprachen.

Die Bewegung gen Westen wird über ein altes Förderband, das auf ein Plateau führt, dargestellt. Auf diesem gehen die Darsteller wie auf einem Laufband am Stand. Das Bild kippt in Hoffnungslosigkeit. Am Bestimmungsort landen die Joads in einem Auffanglager und werden als billige Landarbeiter ausgebeutet. Hinzu kommen Tod, Totgeburt und eine Flut, die durch ausgetrocknete Böden besonders bedrohlich wird.

Ein Gartenschlauch symbolisiert Regen, die riesige Plane, die als Bühne dient, füllt sich mit Wasser. Steinbecks Text klingt plötzlich wie eine aktuelle Warnung vor der Erderwärmung. Verdienter Jubel. **PETER TEMEL**

KURIER-Wertung: ★★★★★



Entwaffnende Hingabe: Martin Hemmer als Prediger, der gen Westen führt
Werk X, Do 19.30

Hässliche Früchte des Kapitalismus

Weiße Plastikplanen markieren ein Spielfeld und wölben sich hinten zu einem Burgwall. Daniel Sommergrubers Bühne für „**Früchte des Zorns**“ erzählt von der „Festung Europa“ und bringt das siebenköpfige und vielsprachige Ensemble beim Versuch, die Plattform oben zu erreichen, ins Strampeln. Harald Posch, Co-Leiter des Werk X, belässt es für seine Inszenierung nicht bei einer Bühnenadaptation des 1939 veröffentlichten Romans vom späteren Literaturnobelpreisträger John Steinbeck; er ergänzt den Stoff um Meta-Diskussionen über aktuelle Fluchtzusammenhänge und das Verhältnis von hässlicher Wirklichkeit und schöner Kunst. Viel Video und Körperklamauk inklusive. So-

bald es aber tatsächlich darum geht, die geschliffenen Steinbeck-Sätze zu Gehör zu bringen, nimmt der Abend an Fahrt auf: „Kinder müssen sterben, weil die Orange ihren Profit nicht verlieren darf.“

Familie Joad wird von der ausgedörrten und überschuldeten Farm in Oklahoma vertrieben. Der Treck nach Westen führt in noch mehr Ausbeutung und Hunger. Martin Hemmer spielt mit entwaffnender Hingabe den Prediger, der zwar weiß, dass er führen will, aber nicht mehr so recht wohin. Gemeinsam mit Sebastian Wendelin stemmt er das Gros der beißenden Kapitalismuskritik. Klimawandel-Pflichtlektüre!

THERESA L. GINDLSTRASSER



ORF 2 Wien | (Radio & TV) | Freizeit-Tipps | 06.10.2021 | 19:20 Uhr

"Konsum" im Theater WERK X

Im Theater WERK X steht das Musical "Konsum" auf dem Programm. Dabei geht es um Geld und vor allem, wie man es ausgeben kann. Die Musik stammt von Clara Luzia.

Thema: Werk X



„Aus dem Nichts“ im Werk X: Der Überbau zum Untergrund

Ali M. Abdullah kontextualisierte den Film

Kritik. Möglicherweise kennt man „Aus dem Nichts“ von Fatih Akin aus 2017. Schließlich wurde Hauptdarstellerin Diane Kruger in Cannes ausgezeichnet. Und 2018 folgte der Golden Globe für den besten fremdsprachigen Film.

Doch Ali M. Abdullah, der zusammen mit Harald Posch das Werk X in Meidling leitet, wollte bei seiner Dramatisierung nicht darauf vertrauen. Zu wichtig ist dem Wiener, aufgrund seines Namens immer wieder mit institutionellem Rassismus konfrontiert, das Thema. Nach einem sehr langen Intro – das sechsköpfige Ensemble tanzt zum Ballermann-Hit „Disco Pogo“ – erzählt er die Geschichte klug gerafft nach: Bei einem Bombenanschlag wurden der kurdischstämmige, in Deutschland geborene Nuri und dessen Sohn ermordet. Die Polizei vermutet einen Krieg der Türken-Mafia. Schließlich war Nuri einst Dealer gewesen.

Die Voreingenommenheit bzw. das Unvermögen der Polizei verdeutlicht Abdullah mit einer Geste: Der Kommissar verschüttet am Tatort – ein Geschäftslokal (Ausstattung von Renato Uz) – den Inhalt seiner Thermosflasche und zerstört beim Aufwischen Spuren. Den Angaben von Nuris Frau Katja wird zunächst nicht geglaubt.

Akin war von den Anschlägen des NSU zu seinem Film inspiriert worden. Und so fallen nach diesem ersten Teil die Schauspieler auf der Bühne aus ihren Rollen, um das Publikum über den Nationalsozialistischen Untergrund aufzuklären. Man hört Erschreckendes – z. B. über das Spiel „Pogromly“, dessen Ziel judenfreie Städte sind.

„Ich komm’ wieder“

Nach Teil 2 – das schließlich doch verhaftete Neonazi-Pärchen wird mangels an Beweisen freigesprochen – folgt ein weiterer Einschub: Das Ensemble wendet sich wieder über die Videokamera und die Leinwand an das Publikum, es sucht nach Gründen für Rassismus, es setzt beim Kolonialismus an, zitiert die Aufklärer Hegel und Kant. Und die Botschaft des rosaroten Panthers („Heute ist nicht alle Tage, ich komm’ wieder, keine Frage“) klingt, vom NSU missbraucht, wie eine sehr gefährliche Drohung.

Gegen die Männer – Okan Cömert und Peter Pertusini als Anwälte, Sebastian Thiers und Sebastian Klein – vermag sich Constanze Passin als Katja nicht ganz zu behaupten. Dennoch ein sehr, sehr starker Abend.

THOMAS TRENKLER

KURIER-Wertung: ★★★★★



Ereifern sich beim Aufklären: Sebastian Thiers und Ensemble



Foto: Alex Gotter

ANZENGRUBER RELOADED

Regisseur Harald Posch inszeniert einen tirolerischen „G'wissenswurm“ im Wiener Werk X.

SZENARIO Seite 33

NEU IM THEATER

Anzengruber mit der Tuba: „Der G'wissenswurm“ im Werk X

Auf dem Land ist alles in ÖVP-Hand, und die in Dauer-schleife laufenden Wahlergebnisse weisen der Partei noch Zuwächse aus: Es ist wie das Menetekel aus einem SPÖ-Traum, den Harald Posch in seiner G'wissenswurm-Inszenierung nach Ludwig Anzengruber im Werk X realisiert. Die Landbevölkerung – sie spricht exzellentes, aber nicht für alle verständliches Tirolerisch – ist grob, laut und ständig notgeil, und sie hegt ihrerseits die schäbigste Meinung von der Stadtbevölkerung in „Wian“.

Mit diesen Schablonen zeichnet Posch das 1874 uraufgeführte Stück neu: Es leidet der kränkliche Bauer Grillhofer (wer sonst?) am schlechten Gewissen, das ihn drückt, wegen Jahre zurückliegender außerehelicher Vergnügungen, die nicht folgenlos blieben. Eine Tochter (Miriam Fussenegger) wurde geboren, und sie könnte nun alles Erbe beanspruchen. Dabei geht der im Werk X erschöpfend als

Auslaufmodell eines Alphamännchens interpretierte, leidend brüllende Bauer (Peter Pertusini) seinem falschen Schwager – hier: ein grüner Neonazi (Sebastian Thiers) – fast auf den Leim.

In Poschs Neufassung, die um den Untertitel *The unintentional end of Heimat* erweitert wurde, herrscht so etwas wie Gegenwart. Posch verschneidet den Stoff mit Erzählungen rumänischer Erntehelfer, mit historischen Abrissen zum Genossenschaftswesen und mit auf Englisch vorge-tragenem Theoriezeug zum Begriff des Autoritarismus. Das ist nicht falsch gedacht, doch erstickt das Theater hinter einem Wall aus Lärm, gleichförmigem Macho-Spiel (sicher kritisch gemeint) und seinem missionarischen Eifer hinter Plexiglas. Einzig ein Tubabläser (Jon Sass himself) sitzt am Szenenrand als Zeuge einer untergehenden Welt. Er war die Identifikationsfigur. (afze) Bis 9. 10.



Foto: Alex Gotter

Die Horlacher Lies (Miriam Fussenegger) und der Großbauer (Peter Pertusini).



„I bin gegen des Virus!“

Harald Posch überfrachtet Ludwig Anzengrubers „Der G’wissenswurm“ im Werk X

Kritik. Die Welt ist eine andere geworden. Und die Saison, die das Werk X unter das Motto „Arschloch und Heimat“ gestellt hatte, vorbei. Dennoch hielt Kodirektor Harald Posch an seinem Plan fest, eine Komödie von Ludwig Anzengruber als Basis für eine Auseinandersetzung mit dem Ruralen heranzuziehen. Und so hatte „Der G’wissenswurm – The unintentional end of Heimat“ eben erst jetzt in Meidling Premiere.

Dass dem Abend eine gewisse Aktualisierung nottun würde, dürfte Posch klar gewesen sein. Christoph Grieser poltert daher als Wastl mehrfach tirolerisch trotzig: „I bin gegen des Virus!“ Diese Botschaft nimmt man gerne

mit. Was Posch sonst noch wollte, ist hingegen unklar. Denn viel Anzengruber ist in seiner „extremen“ Bearbeitung nicht übrig geblieben.

Es gibt nicht einmal das Bedürfnis, den Plot verständ-

lich nachzuerzählen: Posch inszenierte in einer hinreißend tristen Tankstellenlandschaft im Orange der 70er-Jahre (von Daniel Sommergruber) eine hyperrasante, Frank-Castorf-artige Re-

vue mit philosophischen wie soziologischen Einschüben (Adorno! Bourdieu!) und einigen Glanznummern.

Katrin Grumeth thematisiert die Ausbeutung rumänischer Erntehelfer, Miriam Fussenegger doziert über Autoritarismus, Peter Pertusini ertränkt als Grillhofer das schlechte Gewissen im Schnaps, Sebastian Thiers gibt einen ostdeutschen Neonazi. Es geht um die Bauern als Stimmvieh, die Kirche und den Adel als Großgrundbesitzer ... Und Jon Sass untermalt die Hektik und das Geschrei hinter den Plexiglasscheiben mit der Tuba.

Das Publikum reagierte dankbar.

THOMAS TRENKLER

KURIER-Wertung: ★★★★★



Grelle Revue: Miriam Fussenegger und Peter Pertusini



Erst Geschlechter, dann Nationen überwinden

Paul Preciados Buch „Testo Junkie“ kongenial dramatisiert im Werk X

Michael Wurmitzer

Eine Kuschelcouch, funkige Sexmusik, ein Schreibtisch mit Dildos neben dem Computer. Wir schreiben das Jahr 2005, und die breite Masse könnte „queer“ nicht einmal buchstabieren, doch in dieser Wohnung wird schon mit weit komplexeren Begriffen wie „Disidentifizierung“ oder „pharmapornografisches Regime“ hantiert. Jeden Abend reibt sich der Bewohner 50 mg Testosteron aus einem silbernen Päckchen in die linke Schulter. Oder eigentlich die Bewohnerin.

Im Wiener Werk X hat man die Wohnung des spanischen Philosophen und Queer-Theoretikers Paul B. Preciados aus den frühen 2000ern aufgebaut. Jene Zeit beschreibt er in seinem autobiografischen Buch *Testo Junkie*. Damals begann er als lesbische Frau, mit dem Männlichkeitshormon zu experimentieren. Das bringt ihn nicht nur in einen rechtlichen und medizinischen Graubereich, sondern auch ideologisch in die Bredouille. Was bedeutet die Testosteron-Gier für seinen

bisherigen feministischen Kampf? Aber der Forschergeist ist stärker.

Das gilt auch für die von Christine Eder erarbeitete Uraufführung. Die Regisseurin hat sich Szenen und Thesen des Bandes geschnappt und zu packenden, Fragen stellenden eineinhalb Stunden komprimiert. Grundidee Preciados ist die Überwindung des Systems starrer Geschlechtskategorien und die Modulation von Geschlecht als Befreiung: „Ich verlange ‚jedem seine Dosis‘, für jeden Kontext den genauen Bedarf.“

Hypergeil und hyperaktiv

Testo, wie Preciados das Hormon nennt, wird zur Droge, die ihn hyperaktiv und hypergeil macht. Das Internet ist der Community-Space der weltweiten transsexuellen Körper, wo er etwa Videos teilt, wie er sich Dildos in beide unteren Körperöffnungen einführt. Seine Gedanken reichen aber weiter: Ist erst die Konstruktion von Geschlecht überwunden, wie könnten sich dann noch Nationen, Grenzen, Macht halten? Preciados betrachtet sich als „Forscher und Laborratte“ in einem.

Nicht nur intellektuell geht es rasant zu. Der drastischen Wortwahl (Schwanz, ficken ...) steht eine verspielte Direktheit des zu Sehenden nicht nach. Birgit Stöger hat sich ein Bärtchen aufgemalt, Christoph Rothenbuchner wird gegen seinen Willen ein Kleid angezogen, und Thomas Frank begeistert als Frau bei einem Drag-King-Workshop. Bettina Schwarz ist mit Mütze eine Butch, also eine Lesbe mit männlichem Aussehen. Mittels blonder Perücke schlüpfen alle abwechselnd auch in die Rolle von Preciados damaliger Geliebter. Man hört vom leidenschaftlichen, aber nicht unkomplizierten Sex der beiden. Neben Biopolitik und Körpernormen geht es auch um Erregung und Begehren.

Monika Rován sorgt für retro-schicke Kostüme, Philipp Haupt bespielt Videos ein, die im Zeitraffer biomedizinische Fortschritte oder die Pornoindustrie im 20. Jahrhundert bis hin zu Twitter umreißen. All das ist ein genialer Rahmen für die so direkten wie poetischen Überlegungen Preciados.

Folgetermine sind für November geplant.



SPIELZEIT 2020/2021



ORF III, Kultur heute 19.45h
21-03-2021
Seite: TV
Land: Österreich
Region:

Auflage:
Reichweite: 0
Artikelfläche: 13333 mm²
Skalierung: n/a%



"Dunkellockende Welt" feiert TV-Premiere

ORF III | Kultur heute | 21.03.2021 | 19:45 Uhr

Das Stück "Dunkellockende Welt" von Hendel Klaus ist 2006 von der renommierten deutschen Zeitschrift "Theater Heute" als Stück des Jahres ausgezeichnet worden. Im Vorjahr wurde die Inszenierung des Werk X in Wien beim Nestroy-Theaterpreis als beste Off-Produktion geehrt. Heute Abend feiert diese Inszenierung TV-Premiere. Harald Posch, Leiter des Werk X, hoffte auf Erfolg, aber eine Fernsehauführung und der Nestroypreis seien doppelt schön.

O-Ton: Wiltrud Schreiner (SchauspielerIn), Constanze Passin (SchauspielerIn), Andre Turnheim (Bildregisseur), Harald Posch (Leiter, Werk X)

Stichwort: Werk X

Redakteur: Schifferegger



„Wir spielen für Österreich“ gilt im TV nun auch fürs Theater

ORF III. Elf Inszenierungen von sechs Schauspielhäusern aus vier Bundesländern sind bisher dabei. Die Theater und der Rundfunk helfen mit, den Corona-Lockdown zumindest an Freitagabenden dramatisch zu lindern, auch mit Premieren. Der Start ist am 26. Februar im Hauptabendprogramm.

VON NORBERT MAYER

Ab nächster Woche werden die Freitage im Sender ORF III zu Theater-Events. Dann gibt es in Kooperation mit Bühnen aus dem ganzen Land fürs TV zubereitete Aufführungen zu sehen. Bisher sind elf geplant. Begonnen wird um 20:15 Uhr mit der Inszenierung von Arthur Schnitzlers Stück „Professor Bernhardt“. Fürs Theater in der Josefstadt hat es Janusz Kica 2017 inszeniert. Als Einführung soll sich jeweils um 19:45 „Kultur Heute“ mit den Aufführungen beschäftigen. Unter dem Motto „Wir spielen für Österreich“ hatte der Österreichische Rundfunk bereits im Vorjahr mit Oper und Konzert die Lockdowns in der Pandemie zumindest kulturell gelindert.

„Diese Initiative ist in Europa ziemlich einzigartig, so weit wir das überblicken“, sagte ORF-Generaldirektor Alexander Wrabetz bei der Vorstellung der Bühnen-Produktionen in einer Online-Pressekonferenz am Donnerstag. „Das ist ein Mix, der die

Vielfalt des Theaterlebens in Österreich zeigen soll.“ ORF III erhalte ein Sonderbudget von „mehreren 100.000“ Euro. Die Sendungen sind für Wrabetz „keine Quotenfrage, sondern ein Zeichen“. Nach der ersten Etappe werde man analysieren, ob daraus sogar eine Dauereinrichtung werden könne.

Bisher 1,5 Millionen Zuseher

Es soll auch echte Premieren geben. Wie die „Dreigroschenoper“ von Bertolt Brecht und Kurt Weill aus den Kammerspielen des Theaters in der Josefstadt (Regie: Torsten Fischer), die dort bisher noch gar nicht aufgeführt wurde. Live oder zeitversetzt werden die Abende allerdings nicht sein. Das ist wegen Corona-Beschränkungen nicht möglich.

Die Aufnahmen werden ein paar Tage im Voraus gemacht. TV-Regie führt zumeist André Turnheim. Bisher haben sich an der Initiative neben drei Wiener Häusern (Burgtheater, Werk X, Theater in der Josefstadt) auch drei aus den Bundesländern beteiligt:

Schauspielhaus Graz, Landestheater Salzburg und Stadttheater Berndorf. Peter Schöber, Programm-Geschäftsführer von ORF III, der den Mix organisiert (keine „Konserven“, sondern „frische Ware“), ist offen für Beiträge anderer Theater. Mit den Passionsspielen Erl werden bereits Gespräche geführt.

Kulturstaatssekretärin Andrea Mayer unterstützt die Initiative, sie sei eine wichtige Leistung für alle Kulturinteressierten: „Das Bedürfnis ist vorhanden.“ 1,5 Millionen Zuseher habe es im Rahmen von „Wir spielen für Österreich“ bisher bei 18 Opern- und Konzert-Sendungen gegeben. Auch diese Reihe wird fortgesetzt – am 21. Februar mit George Bizets „Carmen“, zeitversetzt aus der Wiener Staatsoper (siehe Seite 23).

Die weiteren Aufführungen der bisher elfteiligen Theater-Edition auf ORF III: Anton Tschechows „Der Kirschgarten“ (Regie Amélie Niermeyer) aus dem Theater in der Josefstadt, „Die Liebe Geld“ von Daniel Glat-tauer sowie „Der Vorname“ von Matthieu

Delaporte und Alexandre de la Patellière aus den Wiener Kammerspielen (beide unter der Regie von Folke Braband). Das Burgtheater steuert „Die Bakchen“ von Euripides bei, die von Ulrich Rasche inszenierte Eröffnungspremiere für Direktor Martin Kušej im September 2019. Eine weitere Produktion in Zusammenarbeit mit dem Burg- oder Akademietheater wird noch festgelegt.

Von „Heldenplatz“ bis Händl Klaus

Aus dem Schauspielhaus Graz ist „jeder-mann (stirbt)“ von Ferdinand Schmalz zu sehen, das 2019 von Daniel Foerster inszeniert wurde. Ein brandneuer „Heldenplatz“ von Thomas Bernhard kommt aus dem Salzburger Landestheater (Regie führte Alexandra Liedtke). Alexander Jagschs Inszenierung von Matthieu Delaportes und Alexandre de la Patellières „Das Abschiedsdinner“ steuert das Stadttheater Berndorf bei, „Dunkel lockende Welt“ von Händl Klaus in der Regie von Nurkan Erpulat das Werk X.



SPIELZEIT 2019/2020



THEATER

„Die Arbeitersaga“ geht im Wiener Werk X schrill ins Finale

Die Wiener SPÖ hat um 600 Millionen eine Müllfabrik gebaut, die Altstoffe zu Baustoffen recyceln soll. Jedoch ist sie, so klagen die Arbeiter, eher ein klapperndes und staubendes Inferno. Geld soll zudem versickert sein, möglicherweise hat es über Umwege in Parteikassen gefunden. Entwarnung, das ist kein neuer Skandal wie der esoterische Schutzring um das Krankenhaus Nord, sondern eine Folge aus Peter Turrinis und Rudi Pallas TV-Vierteiler *Die Arbeitersaga* (1985–1991) zum Zustand von Nation und Sozialdemokratie.

Im Wiener Werk X lebt die Satire derzeit als gleichnamiger Theaterabend auf. Im Dezember feierten die ersten beiden Folgen Premiere, nun laufen die Teile drei und vier gemeinsam. Martina Gredler hat sich dabei des Kon-

flikts um die Müllfabrik angenommen und schickt ihr Frauensemble eine Stunde lang als queeren Kraftmeier über die Bühne, karikiert den zuständigen Sanitätsstadtrat mit extrabreiten Schultern und dessen Pressesprecher als Muckibudenaficionado. Korruption sieht nicht nur herrlich lächerlich aus, sondern sie klingt auch so, Mackertöne, wohin man hört. Gredler nimmt mit der Macht zugleich Machos auf die Schippe.

Dem so weit, so gut für die Bühne adaptierten großen Spaß mangelt es aber auch nicht an sozialpolitischem Ernst, wenn ein Clownconférencier zwischen den Szenen alle möglichen Arten von Gender, Wohnen und Einkommen vom Stapel lässt. Es gibt je ganz schön viele und darunter tragische. Ein feministischer Monolog

von Johanna Dohnal erntet Zwischenapplaus, großartig auch Jana Schulz' Akkordeonmusik in elektronischer Schräglage. Apropos schief: Garniert wird mit Zitaten aus dem letzten SPÖ-Wahlkampf.

In Bernd Liepold-Mossers zweiter Hälfte des Abends geht es nicht weniger schrill zu. Das Ensemble wechselt zwar, doch für die Ausstattung zeichnet wiederum Thea Hoffmann-Axthelm verantwortlich. Der Mär von Österreich als Skination geschuldet, schnallen sie und der Regisseur die Darsteller in Skioveralls auf der steilen Bühne fest. Sagt die Truppe im Chor „Proletariat“, hebt es sie in der Abfahrtschocke kurz aus, hopp.

Zwar schwächelt dieser Teil szenisch über Strecken und tendiert zum Durcheinander, doch der Themenmix aus Migration, In-

tegration, Proletariat und Konsumkritik geht anregend über Floskeln hinaus. Letztlich erhebt das Ensemble eigene Forderungen vom Maximaleinkommen bis zur veganen Wurst an jedem Würstelstand. Zeitgemäß, ernst, trotzdem heiter – gelungen! (wurm) Bis 1. 3.



Regisseurin Martina Gredler inszeniert exaltierte Posen.

Foto: Alexander Gotter



Wie weiter?

Das Werk X beendet seine vierteilige „Arbeitersaga“ mit melancholischer Talfahrt.

Von Angela Heide

Ausgehend von den Drehbüchern von Peter Turrini, Rudi Palla und Dieter Berner zur ungebrochen brisanten „Arbeitersaga“ beleuchten aktuell vier einstündige Inszenierungen am Werk X unterschiedliche Facetten der 30 Jahre alten ORF-TV-Serie.

Martina Gredler bleibt im dritten Teil, einer poppigen Only-Women-Revue, nahe am Original des Jahres 1988, „Müllomania“. Die Mode dieses wilden Jahrzehnts schmerzt noch heute, die städtischen Recyclinganlagen sind noch immer der gepresste Fortsatz der in die Jahre gekommenen Sauberkeitsslogans. Am Ende funktionieren - utopische Hoffnung - die Phrasen dann aber doch nicht mehr, und die löchrig gewordene rote Wand des langen Hoffens auf Antworten aus dem Rathaus - „Bitte warten!“, wiederholt der Terrorclown-Conférencier mehrmals - bricht zusammen. Auf ihr und den geschnitzelten Wieder-

verwertungsresten bereiten sich die Protagonisten des letzten Teils für die steile Talfahrt vor. „So schlecht waren wir noch nie“, lässt Bernd Liepold-Mosser die Abfahrtsfahrer seiner bei allem Brachialhumor tieftraurigen Überschreibung der Nachkriegs-



Ines Schiller. Foto: Alexander Gotter

österreichsaga rasch feststellen. Eine kohärente Geschichte gibt es von da an ebenso wenig mehr wie Lösungen für Müll- oder Migrationsprobleme. Die Figuren kippen aus ihren Skischuhen und ihren Rollen, rezitieren Hoffungsformeln, versuchen sich in antifaschistischen Hymnen und verlieren sich in Monologen über Warenfetischismus, Konsumkapitalismus und Scheinbefriedigungen jeder Art.

„Was kommt als Nächstes?“, heißt es gegen Ende der schrillen Abgesangstirade auf die Sozialdemokratie. Den idealistischen Vorschlägen zum Abschied folgte am Premierenabend tosender Applaus. ■

Theater

Die Arbeitersaga Teil II

Folge 3: Martina Gredler
Folge 4: Bernd Liepold-Mosser
Werk X, Meidling, bis 1. März

★★★★☆



THEATER

Schmerzhafter Abgesang auf die Sozialdemokratie

Kritik. „Die Arbeitersaga“ im Werk X Meidling

Nach der Fernsehserie „Die Alpensaga“, die in den 70er-Jahren für gehörig Aufregung gesorgt hatte, wandte sich Peter Turrini der Stadt und dem Roten Wien zu: Von 1983 an schrieb er mit Rudi Palla an den Drehbüchern für einen Vierteiler, der im *ORF* den bewusst harmlosen Arbeitstitel „Auf eigenen Beinen“ hatte. Erzählt wurden die Lebensgeschichten mehrerer Figuren, die als „revolutionäre Sozialisten“ Karl Marx anbeteten.

„Die Arbeitersaga“ beginnt optimistisch: Karl Blaha gelingt es trotz der Kriegsendwirren 1945, ein Plakat für die Demonstration am 1. Mai zu drucken. Doch Turrini und Palla stimmten im Endeffekt kein Jubellied auf die Sozialdemokratie an, sondern einen Abgesang. Denn die Ideale wurden verraten, Seilschaften übernahmen die Macht.

Wie visionär „Die Arbeitersaga“ war, zeigt sich erst jetzt in aller Klarheit – im Werk X in Meidling: Ali M. Abdullah und Harald Posch beauftragten vier Regisseure, je einen Teil für die Bühne zu bearbeiten. Die Premiere der ersten Double-Feature-Show fand am Donnerstag statt, jene der zwei-

ten folgt am 16. Jänner. Klarerweise wurden die Drehbücher zu „Das Plakat“ und „Die Verlockung“ nicht 1:1 nachgespielt: Die beinharten Interpretationen von Kurt Palm und Helmut Köpping sind Reflexionen über die Gegenwart – anhand der Serie. Und in beiden Teilen geht es prinzipiell um die Frage: Wann hat es eigentlich angefangen, schiefzugehen?

Köpping bleibt in seiner vielschichtigen Umkreisung relativ nahe an der Vorlage: Seine fünf rot-schwarz gewandeten Spieler (darunter Susi Stach) schrauben emsig an der Zukunft – und stellen decouvrierend die Bewegung der Bewegung nach (das Händeschütteln der Genossen am 1. Mai).

Palm hingegen lässt eine politisch korrekte Jungregisseurin (Michaela Bilgeri) im Jugendklub der Gewerkschaft eine Doku über einst drehen. Und so kramen die Mundl-Haudegen, mehr tot als rot, in den Erinnerungen. Erika Deutinger, Karl Ferdinand Kratzl und Florentin Gröll begeistern in einer aberwitzig-grellen Proleten-Passion: „Von nun an ging's bergab.“ Zum Weinen.

THOMAS TRENKLER

KURIER-Wertung: ★★★★★



Böser Bogen in Rot

Die „Arbeitersaga“ in sehr verschiedenen Bühnenversionen im Werk X.

Von Martin Thomas Pesl

In der ORF-Reihe „Arbeitersaga“ (Drehbücher: Peter Turrini, Rudi Palla) warfen vier Geschichten aus vier Jahrzehnten Blicke auf die Entwicklung der Sozialdemokratie. Im Werk X nehmen sich vier Theaterregisseure je einen der rund 30 Jahre alten Filme zur Grundlage und füttern sie mit aktuellen Bezügen. Dass das formale Konzept höchst unterschiedliche Ergebnisse erlaubt, zeigt schon der erste Abend mit der Hälfte der Folgen.

Den „April 1945“ macht Helmut Köpping mit einer Poesie der Dekonstruktion Bühnentauglich. Einzelne Versuchsanordnungen nähern sich der Bewegung SPÖ: einmal choreografisch, ein anderes Mal eine fast stumme Filmszene kopierend, wieder ein anderes Mal assoziativ. Unterdessen bauen fünf fantastische Spieler in Rot wie Julia Schranz, Peter Pertusini und Thomas Kolle im Schweiß ihres Angesichts überdimensiona-

le Buchstaben auf, betätigen sich also wahrhaftig als Arbeiter.

Leichter macht es sich Kurt Palm mit seinem zweiten Teil vollplatter Witze – angefangen mit der Grundidee: Die Linke sieht ganz schön alt aus. Die Gewerk-



In Kurt Palms Deutung ist der Sozialismus nur noch eine Ruine: Florentin Groll.

Foto: Alexander Gotter

schaftsjugend geriert sich als kurzbehoster Mix aus Seniorenclub und Geschützter Werkstatt, dem Michaela Bilgeri mit verkramptem Zeigefinger das N-Wort verbietet. Nicht wie im Film 16-Jährige, sondern Karl F. Kratzl und Florentin Groll geifern sexy Brigitte Bardot nach. Zugegeben, dass diese seit „Juni 1961“ zur reaktionären Rechtswählerin wurde, schafft einen bösen Bogen zum Original.

Das Gesamtkonzept macht jedenfalls Freude auf die zweite Hälfte ab Jänner mit Folgen von Martina Gredler und Bernd Leopold-Mosser. ■

Theater

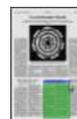
Arbeitersaga, Folgen 1 und 2

Nach Peter Turrini und Rudi Palla

Helmut Köpping, Kurt Palm (Regisseure)

Werk X

★ ★ ★ ★ ☆



Kleine Zehe, ganz groß

Werk X, die Zweite: „Dunkel lockende Welt“

Margarete Affenzeller

So ein Wohnungsauszug verschafft Übersicht. Das Leben scheint sauber und aufgeräumt, es bringt aber Dinge zum Vorschein, von denen im Stück *Dunkel lockende Welt* zwar nur die Oberfläche zu sehen, dafür aber viel zu erahnen ist.

Eine in der Leipziger Nachwohnung von Corinna herumliegende menschliche kleine Zehe veranschlagt gleich zu Beginn den Verlogenheits- und Morbiditätsgrad dieses dreiaktigen Dramas. Die junge Ärztin (Constanze Passin) will ihrem Freund nach Peru folgen und gerät im Smalltalk mit dem Vermieter Joachim (Wojan van Brouwer) in größte Anspannung. Ein Übergabegespräch, wie es auch Beckett hätte gefallen können.

Im Werk X erinnert nun eine lässige Inszenierung des Berliner Regisseurs Nurkan Erpulat an dieses 2006 uraufgeführte Stück des sang- und klanglos in die Opern- und Filmkunst abgebogenen Tiroler Dramatikers Händel Klaus. Die herrenlose kleine Zehe misst auf der royalblau austapezierten Bühne von Renato Uz satte vier bis fünf Meter. Ein schrumpeliges

Monster, das womöglich Beweis einer kriminellen Tat und riesengroßen Lüge ist, zugleich aber auch Menschen einander näherbringt. Nicht Joachim und Corinna, aber deren Mutter aus München und Joachim. Diese wurde von Corinna, die gar nicht nach Peru, sondern eben nach München gefahren ist, angefleht, die Zehe aus der Leipziger Wohnung zu holen. Dort trifft sie also auf Joachim, und die beiden nähern sich im Schutt der bereits begonnenen Sanierungsarbeiten einander an.

Nurkun Erpulat deutet die Puppenhaftigkeit der Protagonisten mit Commedia-Schminke und -Mimik an. Sie erstrahlen in morbider, aber immer kreuzfideler Unkaputtbarkeit. Joachim (gepudert und toupiert) klimpert an ramponierten Klavieren mit zwielichtiger Lebensfreude à la Johann Strauß und Dmitri Schostakowitsch.

Die komische, nachtschattige Wahrheit des Dramentextes bringt Erpulat ohne Druck, vergnüglich zum Vorschein. Mit Verve gespielt ist diese *Dunkel lockende Welt* ein sinnlich-lustiger Abend, zugleich Fluch und ein Hoch auf die Lebenslüge. Bis 7. 11.



Dunkle Geheimnisse

„Dunkel lockende Welt“ von Händl Klaus im [Werk X](#).

Von Angela Heide

Eigentlich hatte das [Werk X](#) mit „Try to be Lulu“ seit über einem Jahr eine aktuelle Adaption des Wedekind-Klassikers angekündigt. Nun ist es aber die 2006 uraufgeführte, zwischen doppelten, schwankenden und einstürzenden Böden lauernde Komödie „Dunkel lockende Welt“ des 1969 in Tirol geborenen Erfolgsautors Händl Klaus geworden.

Die Programmrochade hat sich ausgezahlt. Regisseur Nurkan Erpulat, vor allem bekannt durch „Verrücktes Blut“ (2010) und heute Hausregisseur am Berliner Maxim Gorki Theater, verstrickt die drei ihre Rollen genüsslich zelebrierenden Darsteller - Constanze Passin als erschöpft-hysterische junge Gutmensch-Ärztin Corinna Schneider, Wojo van Brouwer als sein wildes Haar grandios zwischen Einsamkeit und Wahnsinn wirbelnder unheimlicher Vermieter Joachim Hufschmied und Wiltrud Schreiner als Corinnas wortrauschgewaltige, sexfreudige Mut-

ter, die Biologin Mechtild - in eine wahre Komödienparade zwischen skurrilem Slapstick vom Feinsten, herrlich grobem Klamauk und dennoch fein gesponnenem Zwischen-den-Zeilen-liegt-der-Abgrund-Humor.

Unheimlich - und unheimlich komisch - ist hier alles von Beginn an. Nichts bleibt im Haus der Geheimnisse, das am Ende in Schutt und Altkleiderbergen versinkt, an seinem Ort, nichts wird aufgelöst in dieser „Familiengeschichte“, die, ganz dem Wunsch des Autors gemäß, hier in aller durchdeklinierten Strenge der Form „geil zerfetzt“ wird. „Ich will ja auch was davon haben!“, wünscht sich der Autor im Programmheft. Mit diesem Abend ist das voll in Erfüllung gegangen. ■

Theater

Dunkel lockende Welt

Von Händl Klaus

[Werk X](#)

★ ★ ★ ★ ★



Interkultureller Spielball

Gintersdorfer/Klaßen deuten „Geschichten aus dem Wiener Wald“ im Werk X neu.

Von Petra Paterno

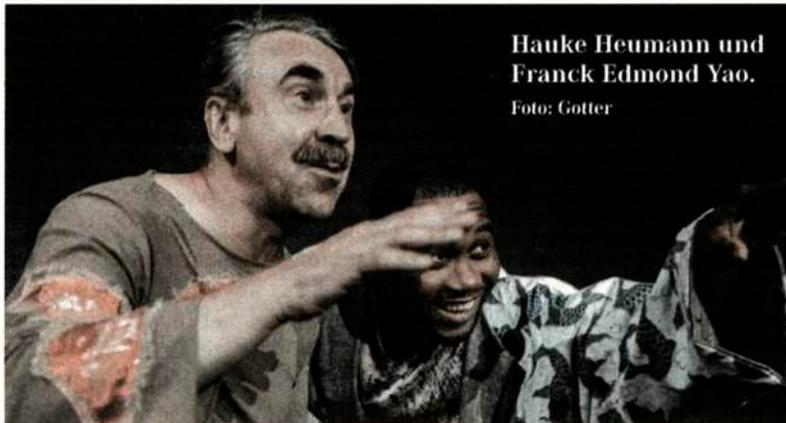
Franck Edmond Yao hechtet auf die leer geräumte Bühne des Werk X und palavert mit großer Geste irgendetwas auf Französisch daher, Hauke Heumann springt ihm als Simultanübersetzer zur Seite.

Auf dem Spielplan steht „Geschichten aus dem Wiener Wald“. Ödön von Horváths bekanntes Volksstück rund um Mariannes unaufhaltsamen Abstieg wird hier in Form eines launigen Erzählthe-

aters dargebracht. Das vierköpfige Ensemble aus Schwarzafrika jongliert lässig mit Rollen und Posen, bringt wohl Eckpunkte des Stücks, aber unterbricht den Erzählfluss laufend mit Kommentaren, Improvisationen und Exkursen – etwa zur Geschichte der Rhythmischen Gymnastik, Mariannes Lebens Traum, dann wiederum wird auf den gegenwärtigen Rechtsruck hingewiesen. Die Hauptlast der 90-minütigen Aufführung trägt Hauke Heumann, der als hellwa-

cher Mitspieler die französischen Monologe der anderen Performer ins Deutsche übersetzt.

Regie führte das Künstlerkollektiv Gintersdorfer/Klaßen, das die interkulturelle Arbeitsweise längst zum Programm erhoben hat. Erzähltraditionen und Spielweisen aus Afrika und Europa geraten hier zum Spielball und werden zum eigentlichen Inhalt der Inszenierung. Ein durchaus charmanter und gewitzter Zugang, aber der inhaltliche Mehrwert ist zumindest im Fall Horváths etwas fraglich, die Äußerungen zum Stück erwiesen sich doch als etwas banal. Höhepunkt der Inszenierung war jedenfalls die Musik von Natalie Ofenböck und dem Nino aus Wien. Mehr davon! ■



Hauke Heumann und Franck Edmond Yao.

Foto: Gotter

Theater

Geschichten aus dem Wiener Wald
Werk X, bis 13. Nov.

★ ★ ★ ☆ ☆



Draußen in der Wachau

Werk X: „Geschichten aus dem Wiener Wald“ von Monika Gintersdorfer

Margarete Affenzeller

So g'schmackig, wie der Hallodri Alfred in Ödön von Horváths *Geschichten aus dem Wiener Wald* da draußen in der Wachau frühstückt – das ist ansteckend. Es verleitet den Performer Franck Edmond Yao zu der Annahme, die Österreicher stünden auf Qualität. Frisches Wasser, gute Luft, knuspriges Brot! Doch die scheinbare Idylle wird sogleich von Oma getrübt; sie keift, weil ihr jemand die saure Milch weggetrunken hat.

Dieses einprägsame Bild aus Horváths Theaterstück wird im *Werk X* (ehemals Kabelwerk), wo es Monika Gintersdorfer inszeniert hat, nur erzählerisch eingefangen. Immerhin aber musikalisch und kommentierend begleitet von Natalie Ofenböck und dem Nino aus Wien. Doch nicht nur das ist bemerkenswert. Gintersdorfers Theater, das immer in Zusammenarbeit mit dem bildenden Künstler Knut Klaußen entsteht, operiert seit gut zehn Jahren ausschließlich mit transkulturellen Fragestellungen.

Das heißt, sie nimmt sich Werke des westlichen Theaterkanons zur Brust und klopft sie mit ihrem vorwiegend aus ivoirischen Performern bestehendem Kollektiv auf die den Texten eingeschriebenen Codes



Annick Prisca Agbadou als Marianne in „Geschichten aus dem Wiener Wald“.

Foto: Alex Gotter

ab. Damit ist sie zuletzt im Fall von Mozarts *Entführung aus dem Serail* bei den Wiener Festwochen 2017 hervorragend gescheitert. Auch weil so immer wieder Klischees verfestigt werden: Personen of Color als Akrobatikfachkräfte. Das ist nun wieder so.

Die ivoirischen Akteure eignen sich diesmal also den Horváth-Klassiker an. Das geht vorwiegend im Moderationston vorstatten. Schauspieler Hauke Heumann streut Wissenswertes aus der Sekundärliteratur ein. Franck Edmond Yao erzählt das Drama nach. Von den (prä-)faschistischen Stimmungen in der Bevölkerung, dem menschenverachtenden Ton und dessen zunächst unauffälliger Verpackung. Momenthaft übernimmt er die Rolle des Alfred. Es wird gehüpft und getanzt. So hat man die *Geschichten* wahrlich noch nicht gesehen.

Hintern schaukeln, Beine fliegen

Denn: Angelpunkt der Inszenierung ist der Begriff „rhythmische Gymnastik“, eine Betätigung, mit der sich Marianne vom erstickenden Leben der 1930er-Jahre freimachen wollte. Aber die Familie hatte keinen Sinn dafür. Diese Geschichte der Unterdrückung fokussiert Gintersdorfer – mit körperlichen Befreiungsschlägen. Die Hintern schaukeln, die Beine schwingen. Das erzeugt so hervorragende Szenen wie die, wenn Marianne ihren gymnastischen Traum lebt und auf die Frage, ob sie es bereut, ein Kind bekommen zu haben, tänzelnd ins Mikrofon singt: „No, no, no“.

Marianne (Annick Prisca Agbadou) lachte sich nämlich anstelle des faden Fleischers Oskar lieber den nichtsnutzigen Alfred an, wurde schwanger, musste strippen gehen und wird schließlich im Klima der Verrohung vor die Hunde gehen. Es fehlt an Geld, und für Oma ist ein ungetauftes Kind inakzeptabel. Idyllisches Österreich! Der Rest ist Improtheater. Der Nino aus Wien spitzt in depressiv-gummihafter Manier das Wiener Idiom nach: „Draffiggantin“. Das Zusammenspiel von Wiener Slang und ivoirisch-französischem Timbre gipfelt in einem Trinklied im Set-up. Noch schöner aber war: „Jeder hat seinen Traum / aber wahr wird er kaum.“



PERFORMANCE-THEATER

Rhythmische Gymnastik, afrikanischer Tanz

Kritik. Gintersdorfer/Klaßen erzählen mit Nino Mandl „Geschichten aus dem Wiener Wald“

Ödön von Horváth schrieb mit „Geschichten aus dem Wiener Wald“ ein demaskierendes, echt trostloses Volksstück, das der traditionellen Idee eines solchen zuwiderläuft. Es wurde 1931 uraufgeführt, als sich Europa starken Männern zuwandte. Was kommen würde, deutete Horváth bereits an – mit der Figur des deutsch-völkischen Jurastudenten Erich.

Der Regieanweisung zufolge spielte die Tragödie „in unseren Tagen“. Weil auch heute faschistoide Tendenzen feststellbar sind, setzten Harald Posch und Ali M. Abdullah, die Leiter des Werks X in Meidling, die „Geschichten aus dem Wiener Wald“

als Saisonauftakt an – passend zum deftigen Jahresmotto „Heimat und Arschloch“. Von einer konventionellen Inszenierung aber nahmen sie Abstand. Denn kaum jemand kann es etwa mit der Verfilmung aus 1961 aufnehmen, in der Helmut Qualtinger als Fleischhauer Oskar beim Fingerkneten seiner Marianne droht: „Meiner Liebe entgehst du nicht.“

Aber man spannte die deutsch-afrikanische Performance-Gruppe Gintersdorfer/Klaßen mit dem Nino aus Wien zusammen. Das genau Wienerische (in den live gespielten Songs) prallte mithin auf den Blick von außen. Und als Gegenstück

zur derzeit beliebten Dramatisierung entstand eine Art Episierung, die am Donnerstag ihre Uraufführung erlebte. Denn das Stück wird nicht, abgesehen von ganz wenigen zentralen Szenen, in verteilten Rollen gespielt.

Im Zentrum steht zunächst der ivoirische Choreograf Franck Edmond Yao, der subjektiv wie blumig auf Französisch die Ausgangslage und die Figuren beschreibt, sich über Wörter wie „Cabriolet“ und „saure Milch“ mokiert – und all das tänzerisch interpretiert. Mit der Zeit stoßen Gotta Depri und Annick Prisca Agbadou hinzu, gemeinsam arbeiten sie sich an Begriffen wie

„rhythmische Gymnastik“ ab, die der Zauberkönig seiner Tochter verbietet.

Bloßfüßig ist in dieser recht amüsanten Interpretation, der die Zeit davonläuft, übrigens nur der Europäer: Hauke Heumann fungiert als eifriger Übersetzer und Kommentator der politischen Lage (inklusive des Terrorakts in Halle). Nino Mandl und Nathalie Ofenböck steuern neben Zwischenrufen schöne, traurige Lieder („Jeder hat seinen Traum, aber wahr wird er kaum“) bei. Gegen Ende hin rafft Heumann den Plot zu schnell und unverständlich zusammen. Schade.

THOMAS TRENKLER

KURIER-Wertung: ★★★★★



Horváth trifft Brecht: Nicht schlecht!

Ungewöhnlich und gut: Die freie Deutung von „Geschichten aus dem Wiener Wald“ im Werk X

THEATERKRITIK:
GERHARD STÖGER

Ödön von Horváths Stück „Geschichten aus dem Wiener Wald“, 1931 in Berlin uraufgeführt, ist unter dem Eindruck der Weltwirtschaftskrise und des aufkommenden Nationalsozialismus entstanden. Nicht als rosa gefärbte Flucht vor den bedrückenden Verhältnissen, sondern als dunkelgraue Übersetzung ins Private – ein Wiener Milieu (mit Nebenschauplatz Wachau), das den Schein wahren möchte und die Abgründe doch nicht verbergen kann.

Von einem alleinerziehenden Vater, der seine Tochter mit dem Fleischer vermählen möchte, handelt das berühmte Stück, von ihren Fluchtversuchen, die doch nie ganz aus den patriarchalen Verstrickungen hinausführen, einer bösen Großmutter und einem zum Greifen nahen Happy End, das sich letztlich aber in Grausamkeit auflöst.

Die Handlung zu kennen ist kein Nachteil, um nicht mit „wie bitte, was?“ auf die geschickt zwischen Schmähhören und inhaltlicher Dichte changierende Version zu reagieren, die das Performancekollektiv Glintersdorfer/Klaßen gemeinsam mit dem Musikduo Natalie Ofenböck und Der Nino aus Wien



Wiener Drama, unter anderem mit viel Bewegung modernisiert

Nächste Termine:
Werk X, 11. bis 13.11., 19.30 Uhr

für das Werk X erarbeitet hat. Horváth wird nicht einfach aufgeführt, sondern mithilfe des guten alten Brecht'schen Verfremdungseffekts auf einer nahezu leeren und doch wunderbar passenden Bühne zerlegt und zerschossen. Der Zugang geht trotz leichter Längen und einer gewissen Neigung zum Klamauk auf.

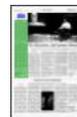
Drei französischsprachige Performende von der Elfenbeinküste schlüpfen in die diversen Rollen, unterbrochen von autobiografisch anmutenden Erzählungen à la „neulich in der U6“ oder „als ich damals Mutter wurde“; Hauke Heumann übersetzt als Erzähler so rastlos wie unterhaltsam ins Deutsche. Dazu kommen historische Nachhilfestunden, Exkurse zu rhythmischer Gymnastik, aktuelle politische

Reflexionen, furiose Tanz- und Bewegungsszenen sowie in ihrer angenehmen Zurückhaltung stimmige Musikbeiträge. Der Nino aus Wien scheint ganz er selbst („Strizzi“ lautet sein erstes Wort, gesprochen, nicht gesungen) und ist es doch nicht, angetan mit Narrenhose und zum ungelinkten Mitmachen auf der Bühne genötigt.

Allerlei spezielle Sätze fallen, von „die finanzielle Unabhängigkeit der Frau vom Mann ist der letzte Schritt zum Bolschewismus“ über „jede Unterhose hat ihren eigenen Geruch“ bis zu „das ist nicht direkt gewalttätig, das ist Deutschland“; die berühmten Schlussworte erklingen, ganz ohne Verfremdung, als trauriges Lied: „Du wirst meiner Liebe nicht entgehn.“ **F**



SPIELZEIT 2018/2019



Autoritär aus reiner Liebe

Von Hans Haider

Die Werk-X-Bühnenhalle kahlgeräumt als Filmstudio. Mattweiße Stoffstreifen an der Wand wie Nachbilder der blauen Mercedesfahnen mit Trauerflor im Betroffenheits- und Ratlosigkeitstreifen „Deutschland im Herbst“. Aus dieser Kollektivschöpfung 1978 blieb auch das Interview Rainer Werner Fassbinders mit seiner Mutter in Erinnerung. Deren Rezept gegen die durch den RAF-Terror ausgelöste Staatskrise warnte die selbst ernannten Befreier aus der Knechtschaft des Kapitals, wie fern sie von den Massen agieren: „Das Beste wäre so ein autoritärer Herrscher, der ganz gut ist und ganz lieb und artig.“

Kampftiraden

Nicht nur Regisseur und Autor Falk Richter sah nach den Kölner Silvesternachtskrawallen den Rechtsradikalismus weiter wachsen. In seinem „Je suis Fassbinder“ prallen die Kampftiraden der Flüchtlingshasser und -versther im Wackelaggregat einer Spontanfilmproduktion wie 1978 aufeinander. Gegenmeinungen und vornehmlich weibliche Lebenswirklichkeiten sind als Korrektive zugelassen. In Regisseurin Amina Gusners Theater auf dem Theater erinnert Martin Hemmer als „Regisseur“, wie doch jeder RWF-Film auch eine multiple Liebesaffäre war. Mit Lisa Weidenmüller, Annette Isabella Holzmann, Christoph Griesser und – ein Kraftker! – Arthur Werner marschiert er im proletarischen Stampfchor. Zuletzt wärmen sich alle im Kuschelknäuel. Zärtliches, redliches, selbstverliebttes Polittheater. ■

Theater

Je suis Fassbinder – Deutschland im Herbst 2016

Von Falk Richter
Werk X bis 29. Mai

★ ★ ★ ★ ☆



"Je suis Fassbinder" im Theater Werk X

Ö1 | Kulturjournal | 3.5.2019 | 17:09 Uhr

Der Herbst 1977 ist als eine der schwersten Krisen in die Geschichte der BRD eingegangen, Stichwort Ermordung von Hanns Martin Schleyer durch die RAF, und vieles mehr. Neun führende Regisseure, darunter Rainer Werner Fassbinder, Volker Schlöndorff oder Alexander Kluge setzten sich damals in dem Episodenfilm "Deutschland im Herbst" mit der gesellschaftlichen und politischen Stimmung im Land auseinander. Jetzt hat sich der Autor und Regisseur Falk Richter mit den Parallelen zwischen dem Herbst 77 und der derzeitigen gesellschaftlichen Stimmung in ganz Europa auseinandergesetzt und daraus das Stück "Je suis Fassbinder" gemacht. Dabei bezieht er sich auch ganz konkret auf den Film von damals, und auf Rainer Werner Fassbinder.

O-Ton: Amina Gusner (Regisseurin)

Stichwort: Werk X

Redakteur: Menhofer



Werk X: Die verlorene Ehre der Katharina Blum

Februar 22, 2019 in [Bühne](#)

VON MICHAELA MOTTINGER

Feuer frei auf die Fake News!



Slapstick mit Staatsanwalt: Jennifer Frank als Katharina Blum, Peter Pertusini als Ankläger Hach, Daniel Wagner und Sören Kneidl als die Knallchargen-Kommissare Beizmenne und Moeding. Bild: © Alexander Gotter

Der Schluss ist schockierend, genau genommen skandalös, doch scheint Regisseur Harald Posch der Meinung zu sein, dass man die von ihm als solche ausgeforschten Skandalblätter der Republik nicht mit Samthandschuhen anfassen zu braucht. Und so lässt er die Schauspieler deren führende Köpfe als Schießscheiben aufstellen, heißt: deren Fotos unterm Fadenkreuz, und dem Publikum eine Pistole anbieten. Einmal abdrücken gefällig? Feuer frei auf die Fake News!

Gestern verhalf der künstlerische Leiter des Werk X ebendort Heinrich Bölls Erzählung „Die verlorene Ehre der Katharina Blum“ zur Theaterpremiere. Es war der Tag, an dem in Bratislava 30.000 Menschen der Ermordung des slowakischen Investigativ-Journalisten Ján Kuciak und seiner Verlobten Martina Kusnírová vor genau einem Jahr gedachten, und Kuciak kommt an diesem Abend auch vor. Ebenso die maltesische Journalistin Daphne Caruana Galizia, die wie er korrupten Politikern auf der Spur war. Solcherart befördert Posch Bölls von ihm selbst so genanntes Pamphlet in die Aktualität – mit dem angriffligen Hinweis, dass es stets nur die guten unter den Berichterstattern sind, die ein gewaltsames Ende finden.



Vieles gilt es zu bereinigen: Wiltrud Schreiner, Daniel Wagner und Sören Kneidl im Verhörraum. Bild: © Alexander Gotter

„Katharina Blum“, eine Provokation, das war der Text schon im Erscheinungsjahr 1974, ein literarisches Anprangern des Axel-Springer-Verlags in Form einer fiktiven ZEITUNG, eine „Hetz-Maschine“, so Posch im Gespräch, von der es hierzulande derzeit sogar drei gebe. Diesem Propagandaboulevard kommt die Inszenierung mit Poschs probaten Mitteln der Groteske und des sarkastischen Humors bei. Das Spieltempo ist hoch, auf Schnellsprech folgt Slapstick, auf intellektuelle Debatten über rohe Bürgerlichkeit vs Bürgertum der blanke Irrsinn, die Raumtemperatur ist in etwa die der britischen „Carry-On“-Filme.



Saubermachen nach dem „Blutbad“: Wiltrud Schreiner als Else Woltersheim und Jennifer Frank. Bild: © Alexander Gotter

Als Katharina Blum ist erstmals am Haus Jennifer Frank zu sehen, und sie gestaltet die Titelrolle intensiv, changierend zwischen gedemütigt und verletzt, dann plötzlich aufbegehrend und stark; sie singt auch wunderbar anrührend Nick Caves „Henry Lee“. Rund um Frank geben Wiltrud Schreiner, Sören Kneidl, Peter Pertusini und Daniel Wagner unzählige der Böll-Figuren. Trude und Hubert Bloma, dessen Satz „Katharina ist eine sehr kluge und kühle Person“ von der ZEITUNG als „eiskalt und berechnend“ falsch zitiert wird, Alois Sträubleder, Else Woltersheim ...

Daniel Wagner und Sören Kneidl sind großartig als die Knallchargen-Kommissare Beizmenne und Moeding. Allein mit einer akrobatischen erst Fuß-, dann Kopf-im-Kübel-Nummer schenken sie sich nichts, die Symbolik selbsterklärend – die beiden haben sich in ihrem Ermittlungsunsinn verfangen, und auch ihr „Zugriff“ auf Katharinas Badezimmer ist brüllend komisch. Wagner macht außerdem den rücksichtslosen Reporter Werner Tötges zum Horst-Schlämmer-Lookalike, Sören Kneidl mit Gitarre und Kapuzenhoodie den Ludwig Götten. Der gebündelte Wahnsinn findet in den Kostümen und auf der Drei-Ebenen-Bühne von Daniel Sommergruber statt, oben Katharinas Nasszelle, in der Mitte der Verhörraum, unten das Domizil der Blomas, dazu die obligate Leinwand für Live-Großaufnahmen. Die Story, die Posch in diesem Setting schildert, ist folgende: Die Blum hat auf einer Party Ludwig kennengelernt und mit nach Hause genommen. Am nächsten Tag stürmt die Polizei ihre Wohnung, auf der Suche nach dem „Staatsgefährder“, der im „Asylbusiness“ tätig sein soll.

Klar weist sich Poschs Blum gegenüber ihrer Tante Else, dargestellt von Wiltrud Schreiner, als Ludwigs Verlobte aus, klar weist sie Staatsanwalt Hach, ihn spielt Peter Pertusini, beide zusammen auch das Ehepaar Bloma, wegen seiner Begriffsgenauigkeit zurecht. Zärtlich ist nicht zudringlich, Ludwig war das eine, andere Männer sind das andere. Und während derart die Auswüchse der Post-Truth-Ara, Bot-Armeen und die Cambridge Analytica verhandelt werden, Katharinas schwerkranker Mutter das Wort im Mund umgedreht und auch ihr Ex-Ehemann zur Causa befragt wird, lässt Posch die gegenseitige Anbiederung der Medien und der Macht in einer Fellatio gipfeln oder eine Innenministermaske in Strapsen und High Heels tänzeln. Bölls angedachter Selbstmord der Blum wird zum zornigen Blutbeutelwerfen im Bad.



Die gegenseitige Anbiederung von Macht und Medien wird bald in einer Fellatio gipfeln: Peter Pertusini und Sören Kneidl, hinten: Jennifer Frank. Bild: © Alexander Gotter

Das alles im Turbogang, der 90 Minuten lang nicht runtergeschaltet wird, mit Schauspielern, die ohne Selbstschonung Schwerstarbeit leisten. Und mitten in deren Waffengang gegen – um Hannah Arendt wiederzugeben – das Wahnlügen entwirft Jennifer Frank eine Grafik der „Eigentümer österreichischer Medien“. Es sind weniger als eine Handvoll, und jeder mit jedem auf Unwegen verhandelt, 49.44 Prozent da, 50.56 Prozent dort.

Da ist man doch froh, dass man zu hundert Prozent nur sich gehört. „Die verlorene Ehre der Katharina Blum“ am Werk X ist eine explosive Aufführung, deren Spreng-Stoff beim nächsten Zur-Hand-Nehmen einer ZEITUNG hoffentlich bedacht werden wird.

Harald Posch im Gespräch: www.mottingers-meinung.at/?p=32038

werk-x.at

22. 2. 2019



Nina Kusturicas erste Theaterregie

Ö1 | Kulturjournal | 13.12.2018 | 17:09 Uhr

Vor wenigen Wochen hat Nina Kusturica ihren jüngsten Spielfilm "Ciao Cherie" herausgebracht, der in der Kategorie "Bester Schnitt" für den Österreichischen Filmpreis nominiert ist. Nun tritt die österreichische Filmemacherin erstmals als Theaterregisseurin in Erscheinung. "Erschlagt die Armen" lautet der Titel des Stücks provokant, nach einem Roman der bengalischen Autorin Shumona Sinha, das heute Abend im Wiener Theater Werk X seine Österreichische Erstaufführung erlebt.

O-Ton: *Nina Kusturica (Regisseurin)*

Stichwort: *Werk X*

Redakteur: *Fleischer*



Highlight

Die Presse/SchaufensterAusgabe 41/2018 | Seite 52 | 7. Dezember 2018
Auflage: 76.000 | Reichweite: 336.000

Werk X

Highlight

Der Umgang Europas mit Armut und Migration, das Potenzial der Entmenschlichung in bürokratischen Apparaten: Diese Themen greift Shumona Sinha in ihrem Roman „Erschlagt die Armen!“ auf, der nun mit gleichem Titel von Nina Kusturica im [Werk X](#) in Meidling inszeniert wird - gewiss ein nachdenklich stimmender Theaterabend. Es spielen Zeynep Buyraç, Veronika Glatzner, Oliver Huether. Ab 12. Dezember.





SPIELZEIT 2017/2018



Weiß du, wo die Votivkirchen-Flüchtlinge sind?

FalterAusgabe 04/2018 | Seite 30 | 24. Januar 2018
Auflage: 35.000 | Reichweite: 136.000

Werk X

Weißt du, wo die Votivkirchen-Flüchtlinge sind?

Bitterböse Komödie: Die Premiere von Ibrahim Amirs „Homohalal“ im Werk X wurde zu einem starken Abend

THEATERKRITIK:
SARA SCHAUSBERGER

Flüchtlinge sind wie wir. Sie sind genau so deppert und genau so lebenswürdig. Das könnte eine Deutung von Ibrahim Amirs bitterböser Satire „Homohalal“ sein. Die dystopische Komödie sollte eigentlich schon vor eineinhalb Jahren im Volkstheater zur Uraufführung kommen.

Doch dem Haus war der öffentliche Diskurs über Schutzsuchende zu sehr von Hass geprägt. Das Stück, in dem ein schwulenfeindlicher Flüchtling vorkommt, wurde abgesagt. Das Staatsschauspiel Dresden war mutiger und brachte Homohalal auf die Bühne. Nun hat das Werk X die öster-



Das Wiedersehen: 25 Jahre nach der Besetzung der Votivkirche

reichische Erstaufführung inszeniert (Regie: Ali M. Abdullah). Es ist ein starker Abend geworden. Den ersten Auftritt hat Johnny Mhanna. Er erzählt seine Fluchtgeschichte, sagt, dass er ein sehr gefragter Schauspieler ist,

weil jedes Theater einen Schauspieler mit Fluchthintergrund braucht. Aber davon will er nicht mehr sprechen: „Lasst uns über die Zukunft reden.“

Es ist das Jahr 2037, Österreich wurde „zum linksliberalsten Land gewählt“ und einige Menschen treffen bei einer Trauerfeier einander wieder. 2012 waren sie bei der Besetzung der Votivkirche dabei, als Aktivistinnen und Schutzsuchende. Sie haben Politik gemacht und Sex gehabt. „Es war eine geile Party“, sagt Umar. Und zu Barbara, die nun Imamin ist: „Dein Gesicht ist immer noch die beste Verhütung.“ Barbara (Yodit Tarikwa) liefert auch den witzigsten Moment des Abends, als sie aus einem islamischen Trauergebet Gospelgesang macht.

Gespielt wird auf einer hölzernen Terrasse mit Swimmingpool (Bühnenbild: Renato Uz). Ein paar Live-Videos werden eingespielt, es wird viel diskutiert, gestritten, umarmt und vor allem gebadet. Als der gebürtige Iraker Said erfährt, dass sein Sohn schwul ist, reagiert er entsetzt. Am Ende gibt es einen Ertrunkenen und ein Plädoyer. „Ich will mir meinen Hanf-Wandertag und meinen Ersten Mai im Prater nicht nehmen lassen. Österreich ist in Gefahr.“

Warum sich das Volkstheater weigerte, „Homohalal“ auf die Bühne zu bringen, ist nach diesem Abend nicht nachvollziehbar.

Werk X, 25. und 26.1., 19.30 Uhr

PHOTOS: HERIBERT CORN, YASMINE HADDAD



Wir sind alle nur Menschen

Der Standard/Bundesland | Seite 34 | 20. Januar 2018
 Auflage: 113.393 | Reichweite: 488.000

Werk X



Foto: Yasmina Haddad

Eine Trauerfeier sieht üblicherweise anders aus: „Homohalal“ am Pool im Werk X.

Wir sind alle nur Menschen

Das Volkstheater hatte bei Ibrahim Amirs Stück „Homohalal“ Bedenken und sagte es 2016 ab. Mit einer famosen Inszenierung von Ali M. Abdullah im Werk X kehrt die Komödie nun nach Wien zurück. Sie zeigt Menschen, die einmal Flüchtlinge gewesen sind.

Margarete Affenzeller

Wien – „Dein Gesicht ist immer noch die beste Verhütung.“ Auweia, da hat man sich wahrlich nicht verhört, als bei der Familienfeier ein Mann launig eine alte Freundin begrüßt. Die Bezeichnung „böse“ für Ibrahim Amirs Komödien ist immer wieder eine Untertreibung. Schon sein Initialstück, das 2013 mit dem Nestroypreis ausgezeichnete *Habe die Ehre*, scheute keine Tabus. Vor allem solche nicht, die in interkulturellen Konflikten oft auf die politisch korrekte lange Bank geschoben werden.

Auch im jüngsten Stück *Heimwärts*, das derzeit in der Volkstheater-Zweigstelle Volx läuft, geht der 1984 in Syrien geborene Autor hart an Grenzen. Vor zwei Jahren aber war es dem Volkstheater noch zu viel; die Aufführung der Komödie *Homohalal* wurde abgesagt. Damals, unmittelbar nach dem Höhepunkt der Flüchtlingswelle, fürchtete man, das Stück könnte missverstanden werden. Die Uraufführung fand

schließlich in Dresden statt. Nun holt es das Werk X in einer beeindruckenden Inszenierung von Ali M. Abdullah zurück nach Wien. Heute lässt sich nur schwer nachvollziehen, warum *Homohalal* vor zwei Jahren auf eine Dystopie der nahen Zukunft (es spielt im Jahr 2037) reduziert wurde.

Damals in der Votivkirche

Es geht so: Bei einer Trauerfeier anno 2037 kommen Freunde, interkulturelle (Ex-)Paare, zusammen. Sie blicken zurück auf 2015, als sie sich im Flüchtlingscamp der Votivkirche kennengelernt haben, blicken zurück auf die Regierungsbildung 2018, auf die folgenden Jahre der Eskalation zwischen Rechtsradikalen und der eigenen, nicht gewaltfreien „integrativen Widerstandsbewegung“. Abdul kam in Haft.

Ibrahim Amir befreit die Figuren aus den Opferrollen und zeigt sie uns als jene Menschen, die wir selber sind: blöd, eifersüchtig, undiplomatisch, homophob, aggressiv, beleidigt usw. Diesen Emanzipationsschritt verstärkt Regisseur

Abdullah und lässt Said und Co gegen jedes verfestigte „Ausländer“-Framing als äußerlich völlig heterogenen Haufen erscheinen: blond und schwarzhaarig, dunkel- und hellhäutig. Die Regie unterwandert auf diese Weise eine stets auf Fremdheit pochende, weit verbreitete Bildsprache.

Hinzu kommt ein cooles Setting am Swimmingpool (Bühne: Renato Utz), das den Asylsuchenden von einst ein erfolgreiches Auskommen bescheinigt. Sie haben sich ein Leben in Wohlstand aufgebaut, den sie nun, 2037, verteidigen zu müssen glauben. Das ist der Kern der Farce: Wir sehen in ihnen uns selbst. Gesellschaft wird eben nicht dort gespalten, wo Nationen oder Religionen enden, sondern dort, wo Menschen ihre Würde genommen wird. Abdul, der für die anderen mit Gefängnis zahlte, steht eines Tages mit einem Benzinkanister am Pool.

Der Abend funkelt in seinen akkuraten Dialogen und performativen Wendungen. Die grandiosen Performer (Constanze Passin, Yodit Tarikwa, Daniel Wagner, Arthur Werner, Stephanie K. Schreiter, Christoph Griesser) opfern ihre Schauspielkunst nie der kabarettistischen Karikatur. Viel Schlagkraft liegt auch in der Utopie: 2037 gibt es nämlich nicht nur eine Imamin, sondern auch eine Art Gospel-Islam.



DER STANDARD

Noch einmal Schwein gehabt

Der Standard/Bundesland | Seite 45 | 23. Dezember 2017
Auflage: 113.393 | Reichweite: 488.000

Werk X

A PRODUCT OF APA-DEFACTO
CLIPPING
SERVICE

Noch einmal Schwein gehabt

Pier Paolo Pasolinis „Der Schweinestall“ als famoses Gastspiel aus München im Meidlinger Werk X

Ronald Pohl

Wien – Unter den unsterblichen Werken Pier Paolo Pasolinis (1922–1975) zählen seine Theaterstücke seit jeher zu den problematischen. In ihnen nimmt es der heimatlos gebliebene linke Dichter und Filmemacher furchtlos wie eh und je zu gleicher Zeit mit mehreren übermächtigen Gegnern auf.

In Pasolinis Theater des permanenten Widerspruchs überlagern einander die Bedeutungen bis zur Unkenntlichkeit. Die kultische Grundlage der Tragödie kommt der Sozialkritik in die Quere. Die Figuren tragen Papier auf der Zunge, müssen aber auch unhandliche Symbollasten schultern. Die jeweilige Fabel? Erstickt an einem Zuviel an abstrakter Argumentation. Wobei das unbehagliche Industriellenstück *Der Schweinestall* (1967) eine löbliche Ausnahme bildet. In ihm bekommen tatsächlich mehrere brave Hauschweine Auslauf. Der gezähmten Natur wird Sitz und Quiekstimme im Theater eingeräumt.

Im Meidlinger Werk X hat man drei Borstentiere jetzt aus München importiert. Das Residenztheater gastiert mit Ivica Buljans balladenhafter Inszenierung von *Der Schweinestall* im ehemaligen

Kabelwerk. Und man muss sich die drei mitwirkenden Jungsäue als die pflegeleichtesten und charmantersten Darstellungskünstlerinnen vorstellen, die man an Wiener Mittelbühnen seit langem beobachten durfte.

Ihr deutscher Freund heißt Julian (Philip Dechamps) und ist rheinischer Industriellensohn. Sein Papa symbolisiert die Kontinuität der NS-hörigen Schwerindustrie, die ohne nennenswerte Änderung der Produktpalette auch in der Wirtschaftswunderära munter obenauf ist.

Julian reagiert auf das schmerzliche Bewusstsein gesellschaftlichen Unrechts mit der sanftesten Form der Totalverweigerung. Er möchte mit Freundin Ida (Genija Rykova) nicht schlafen, und er fällt in kataleptische Phasen. Erst durch die Erzählung von Papas schlimmstem Konkurrenten, dem Nazi-Verbrecher Herdhitze (sic!), wird offenbar, dass der widerpenstige Jüngling den Schweinen im Koben zärtlich zugetan ist. Julian, der in seiner Vorstellung mit dem Philosophen Spinoza (Sibylle Canonica) Argumente aus-

tauscht, verkommt zum Märtyrer ohne Heilsbotschaft. Dechamps mengt sich tatsächlich auf allen Vieren unter das Borstenvieh, das ihn hüpfend und mit freundlichen Aufforderungen zum Spielen pie-sackt. Die verkommene Gesellschaft rund um ihn spielt dazu einen verschleppten Slow-Blues an Bass, Drums, Keyboards und Leadgitarre, und die herrliche Juliane Köhler könnte auch in einem Luchino-Visconti-Seminar zur Schule gegangen sein (Neigungsgruppe: *Die Verdammten*).

Zu schlechter Letzt verzehren die Schweine Julian bis auf das kleinste Knöchelchen. Ein aufgeregter Bote berichtet vom Opfer tot des Unangepassten. Buljans verwegene Pasolini-Entstäubung ist ein verfrühtes Weihnachtsgeschenk, ein gefundenes politisches Fressen, eine Art vorgezogener Festtagsbraten. Das fantastische Ensemble macht die linken Befunde zu Bestandteilen einer trostlosen Gegenwartskunde. Man tanzt den Foxtrott der politischen Unbedenklichkeit und wird Zeuge, wie sich die in einen Koben gesperrten Schweine suhlen. Ein famoser Abend von flackernder Eindringlichkeit. Das Werk X, Kooperations-theater des mächtigen Münchner „Resi“, hat eindeutig Schwein gehabt.

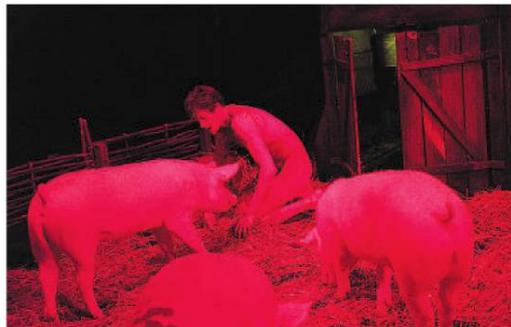


Foto: Matthias Horn

Vor die Säue geworfen: der rheinische Industriellensohn Julian (Philip Dechamps) in nichtfaschistischer Gesellschaft.



DER STANDARD

A PRODUCT OF APA-DEFACTO
[CLIPPING]
SERVICE

Trostgesang im Ofenrohr

Der Standard/Bundesland | Seite 27 | 20. Oktober 2017
Auflage: 80.893 | Reichweite: 389.000

Werk X

Trostgesang im Ofenrohr

Oper? Aber ja! „Me Are the World“ im Wiener Werk X

Ronald Pohl

Wien – Im Meidlinger Kabelwerk ist seit geraumer Zeit das Werk X untergebracht, eine gute Adresse für feinen Theaterkrawall. Dieser Tage hat ausgerechnet ein „Zentrum für Identitätsfindung“ in dem Industriebau die Pforten geöffnet. Zuständig ist diese temporäre Operneinrichtung für den politischen Zustand in unserer Lebenswelt, also für beinahe alles. Wer den dringenden Wunsch verspürt, kann sich hier identitätspolitisch auf den Zahn fühlen lassen.

Unter dem schmerzenden englischen Titel *Me Are the World* wird den Österreichern eine bezaubernde Art von Nachwahlhilfe zuteil. Schorsch Kamerun, Sänger und Texter der famosen Goldenen Zitronen, forscht nach Gründen. Ihm will nicht recht einleuchten, warum der Neopopulismus in unser aller Bewusstsein einsickert. Er mag nicht glauben, wie der Egoismus die Ängste schürt,

wie zugleich das Ego-Marketing boomt und das politische Phlegma befördert wird.

Kamerun, der Art-Punk aus Hamburg, steht hinter einer DJ-Konsole (Assistenz: PC Nackt). Gelegentlich schlägt er aufs Xylofon und fragt mit wohl lautender Suada nach dem Stand der Dinge: „Was meinen sie damit, dass sie ein Volk sind?“ Kamerun ist längst ein gewohnter Gast an deutschen Stadttheatern. Er kann die Soziolekte unserer Tage wie kein Zweiter kneten und verbiegen, so lange, bis sie ihren inhumanen Sinn preisgeben: „Ich sehe ein sehr enges Spektrum / An Angstbewältigungsstrategien ...“

Rund um ihn haben zahlreiche Mitwirkende auf drei Spielebenen eine Therapiezentrale errichtet. Begehbar ist hier alles. Entlang von Bodenmarkierungen, beschirmt von Kopfhörern und daher mit dem Genöle Kameruns im Ohr, schreitet der Flaneur durch eine Gegenwelt der Armut, die voller verpasster Zivilisierungschancen ist. Heizkörper finden sich ebenso ausgestellt wie Therapielampen, Kunstweihnachtsbäume oder Ofenrohrstücke. Zitat: „Der Anschluss ist gelungen!“

Erregte Hostessen sondern Meinungsschrott ab. Man wird meditativ gestimmt in diesem Erstversorgungslager, in dem auch Schubert erklingt. „Das Ende aller Vielfalt“ (Untertitel) wird von dieser tollen Produktion hinausgezögert. Immerhin.

www.werk.x.at



Lebenshelferin: Hanna Binder als Hostess im Werk X.

Foto: Yasmina Haddad



SPIELZEIT 2016/2017

THEATERKRITIK

"Demokratische Nacht – Du Prolet!": Klappe auf, Sozi rein

Mit der wirkungsvollen Überschreibung von Ödön von Horváths "Italienischer Nacht" gelingt Harald Posch im Werk X im Meidlinger Kabelwerk kein geringes Kunststück. Mit zarten Frank-Castorf-Anleihen wird das Stück in die populistische Gegenwart katapultiert

Ronald Pohl

7. April 2017, 17:15, 3 Postings



Wo geht es hier, im Werk X, zum Tanzvergnügen der alten Tante Sozialdemokratie? Zeynep Buyraç auf Partycurs, im Hintergrund: Simon Alois Huber (li.) und Dennis Cubic.

Foto: Yasmina Haddad

Wien – Ödön von Horváths Volksstück *Italienische Nacht* (1931) enthält die bissigste Abrechnung mit den politischen Massenbewegungen der Weimarer Republik. Die gesetzten Vertreter der Sozialdemokratie schlagen seelenruhig ihre Tarockkarten auf den Biertisch, während im Hintergrund die Nazis brandgefährlichen Unfug krakeelen.

Die rote Parteijugend radikalisiert sich. Doch selbst den honorigsten Jusos kommt die Erotik in die Quere. In Gestalt der Horváth-Fräuleins, die trotz vieler falscher Kalenderweisheiten auf die Authentizität ihrer Gefühle pochen. Gegen die Liebe ist kein Marx gewachsen. Harald Posch, wieder inszenierender Co-Leiter des Werk X in Wien-Meidling, geht noch ein paar Schritte weiter. Seine Horváth-Überschreibung nennt sich *Demokratische Nacht – Du Prolet!* Posch gießt den Schaum des Neopopulismus in das ehrwürdige Gefäß des Horváth-Textes. Und siehe da, das Stück hält noch heute, was sich sein Autor vor gut 80 Jahren von ihm versprochen haben mag.

Ein Bierzelt mit Planen dient als Begegnungsstätte des (nicht nur politischen) Prekariats (Ausstattung: Gerhard Fresacher). Martin (Dennis Cubic), ein Dampfplauderer in Ballonseide, gehört der Jungen Generation der Sozialdemokratie an. Der Mund quillt ihm über vor lauter Berechnungsformeln aus der Sozialbürokratie.

Seine Mit- und Gegenspieler sind allesamt Gewächse aus Frank-Castorf-Land. Frust wie Lust werden von diesen Agitatoren wider den politischen Istzustand lautstark herausgebellt. Da gibt es Lina (Zeynep Buyraç), die ihr Kind fünf Minuten lang bei den Zuschauern parken will: "Alleinerziehend, Sie wissen schon. Arschkarte!" Da ergeht sich der massige SP-Stadtrat (Wojó van Brouwer) in beschwichtigenden Redensarten.

Tatsächlich wird der Horváth-Sound sehr wirkungsvoll transformiert. Die Beteiligten schreien ihr Unbehagen heraus. Eine Videokamera filmt die Vertreter des politischen Establishments beim schäbigen Stillen der Lust. Immer wieder zieht ein Nationaler in Lederhosen seine Bahnen. Sein Fähnchen enthält ein eckiges Emblem. Die Vertreter des kollabierenden Mittelstandes turnen derweil über die Wände eines flachgelegten Dixi-Klos. Klappe auf, Sozi rein, Klappe zu.

80 Minuten vergehen so im Fluge, auch wenn Poschs Aneignung der *Italienischen Nacht* ein gutes Textgedächtnis voraussetzt. Die Parteijugend entschlüpft aus der Umarmung durch die Altvorderen, und der Stadtrat absolviert das letzte Horváth-Bild im Alleingang: im Stich gelassen von den Gesinnungsgenossen und von allen guten Geistern. Spruchtafeln zeigen den Unflat, der auf rechten Homepages gepostet wird. Flüchtlinge? 'Der Müll Afrikas.' Ein lärmendes Requiem auf die Linke; ein starkes Stück. (Ronald Pohl, 7.4.2017)



Vorarlberger Philanthropie

FalterAusgabe 07/2017 | Seite 28 | 15. Februar 2017
Auflage: 35.000 | Reichweite: 117.000

Werk X

28 FALTER 7/17 FEUILLETON

Vorarlberger Philanthropie

Alles Theater, alles wahr: Die Schauspielerin **Michaela Bilgeri** lässt schon einmal die Hosen runter

Vielleicht müsste man aus dem Macht so eine doofe, lustige Figur machen“, denkt Michaela Bilgeri laut über ihre neue Rolle nach. Zweieinhalb Wochen vor der Premiere von „Macht und Rebel“ im Wiener Werk X befindet sich die Produktion noch in der Findungsphase. Gerade ist eine Probe abgeschlossen, die anderen vier Schauspielerinnen sind gegangen, Michaela Bilgeri bleibt zum Falter-Gespräch.

Es ist das erste Mal seit längerem, dass Bilgeri nicht mit Martin Gruber vom Aktionstheater Ensemble zusammenarbeitet. Dass Ali M. Abdullah, Co-Leiter des Werk X und Regisseur von „Macht und Rebel“, nicht die gleichen Dinge lustig findet wie sie, daran musste sie sich erst gewöhnen. Abdullah hat 2008 bzw. 2011 bereits die anderen beiden Teile der Romantrilogie „Skandinavische Misanthropie“ auf die Bühne gebracht. Die Bücher des Norwegers Matias Faldbakken entlarven eine verwöhnte, verkommene Machowelt, in der rücksichtslose Kerle Por-

no und Pädophilie für die ultimative Waffe gegen den Kapitalismus halten. Anders als bei „The Cocka Hola Company“ und „Un-fun“ wollte Abdullah bei „Macht und Rebel“ alle Rollen mit Frauen besetzen. Michaela Bilgeri kannte er „als eine, die Texte nicht nur sagt, sondern denkt und die mit Witz und Fantasie emanzipiert-freche Figuren herstellt“.

Er gab ihr die Rolle des aalglatten Managers Macht, der den Alleshasser Rebel für seine Kampagnen entdeckt. „Manchmal fällt uns gar nicht auf, dass wir Männersätze sagen“, sagt Bilgeri. „Bis dann vorkommt: ‚Und mein Schwanz ist wund‘. Aber keine Sorge, ich werde mich nicht an den Eiern kratzen und mit tiefer Stimme sprechen.“

Wer die Produktionen von Martin Grubers Aktionstheater Ensemble gesehen hat, könnte den Eindruck gewinnen, alles über Michaela Bilgeri zu wissen. Die selbst entwickelten Stücke der Gruppe basieren auf erlebten Geschichten und geführten Interviews. Auf der Bühne sieht man keine Figuren, sondern die Schauspieler selbst. So

PORTRÄT:
MARTIN PESL

Keine Sorge, ich werde mich nicht an den Eiern kratzen und mit tiefer Stimme sprechen

MICHAELA
BILGERI

Die Schauspielerin Michaela Bilgeri, 34, wuchs in Vorarlberg auf, zog mit 19 nach Wien und absolvierte eine Ausbildung an der Schauspielschule Pygmalion. Bekannt wurde sie durch Produktionen des Aktionstheater Ensembles von Martin Gruber, aktuell probt sie für „Macht und Rebel“ im Wiener Werk X

FOTO:
HERIBERT CORN

scheint es zumindest. In Wirklichkeit werden die Storys mithilfe von Musik, Aufbau und Spiel entstellt und sinnentfremdet – in Bilgeris Fall meist durch eine dicke Schicht Hysterie. „Ich muss also schon einmal die Hosen runterlassen, aber dann ist es nicht mehr mein Arsch, den ich herzeige, sondern der meiner Figur.“

Manches ist auch völlig fiktiv. In der Produktion „Riot Dancer“ erzählt Bilgeri, wie es war, als sie 180 Kilo hatte. Michaela Bilgeri hatte nie 180 Kilo. Sie ist auch nicht mit dem Musiker Reinhold Bilgeri verwandt, stammt aber wie dieser aus Vorarlberg, wo ihre Eltern ein Gasthaus betreiben.

2002 zog sie 19-jährig nach Wien, um Germanistik zu studieren. Ins Theater war sie bis dahin kaum gegangen, und als sie die spontan besuchte Aufnahmeprüfung der Schauspielschule Pygmalion bestand, erzählte sie zu Hause länger nichts davon.

Im Rahmen des Unterrichts genoss sie am meisten – wie im Studium – die präzise Textarbeit, das Brecht'sche Brechen mit Zuschauererwartungen. „Ich hatte auf der Bühne immer Schweißausbrüche, bis wir angefangen haben, uns mit diesen Scheißtexten echt lustige Sachen einfallen zu lassen.“ Nach dem Abschluss bekam sie ein paar schlecht bezahlte „klassische“ Rollen in freien Produktionen, die ihr die Arbeit am Theater eher verleiden.

Lieber gab sie Deutschkurse an der Volkshochschule, begann, als Chefredakteurin des Vorarlberger Landjäger-Magazins und für die Falter-Empfehlungen „Best of Vienna“ zu arbeiten. Dann sah sie eine Produktion von Martin Gruber, wusste: „That's it!“ – und bewarb sich bei ihm.

Als Aufnahmetest musste sie bei einem der von Gruber regelmäßig in Dornbirn veranstalteten bunten Abende mit dem Titel „Salon d'Amour“ den Satz „Ich bin so geil, sagt Inge Meysel“ auf verschiedene Arten performen. Seitdem ist sie dank ihrer erstaunlichen Energie das dynamische Zentrum fast aller Aktionstheater-Produktionen. Die Premieren finden meist in Bregenz oder Dornbirn statt, und die Stammgäste im Lokal ihrer Eltern zeigen ihr dann amüsiert ihr eigenes Foto in der Lokalzeitung.

Gerade mit der „Skandinavischen Misanthropie“ im Hintergrund weiß sie: „Ich bin eine Menschenfreundin.“ Als im Spätsommer 2015 Flüchtlinge am Wiener Westbahnhof strandeten, ging sie hin und lud eine Familie in ihre nahegelegene Wohnung ein. Diese Episode ist in der Nestroypreisgekrönten Aktionstheater-Produktion „Kein Stück über Syrien“ verarbeitet.

In „Immersion. Wir verschwinden“ wiederum zeigt sich Bilgeri auf köstliche Weise eingebildet, weil sie den 2015 geschaffenen Kulturpreis Vorarlberg erhielt. Alles wahr, aber auch alles nur Theater: So überkandidelt die Michaela auf der Bühne, so entspannt ist sie im realen Leben.

Am meisten freut sie sich darauf, wieder zu Gruber zurückzufinden, mit dem sie Sprache, Zugang und Humor teilt. Ob man Anekdoten aus der aktuellen Probenarbeit in der nächsten Aktionstheater-Produktion wiederfindet? „Mit Sicherheit“, grinst die Philanthropin. Ein bisschen Bosheit darf auch sie sich manchmal erlauben. ☘



DER STANDARD

"Der Roman bildet ab, wo Gesellschaft nicht funktioniert"

Der Standard/Bundesland | Seite 26 | 2. Dezember 2016
 Auflage: 85.799 | Reichweite: 395.000

Werk X

„Der Roman bildet ab, wo Gesellschaft nicht funktioniert“

Clemens J. Setz' jüngster Roman „Die Stunde zwischen Frau und Gitarre“ feiert heute in einer Bühnenfassung Uraufführung im Werk X. Er ist nur ein Beispiel im wachsenden Trend zu Dramatisierungen. Regisseurin Thirza Bruncken beobachtet den Boom gelassen.

Margarete Affenzeller

Wien – An den Spielplänen ist es unschwer abzulesen: Romandramatisierungen boomen. Je dicker ein Wälzer, umso besser, scheint es. Soeben ist auch das Burgtheater auf den Zug aufgesprungen und nimmt für März kurzfristig den autobiografischen Roman *Die Welt im Rücken* von Thomas Melle in die Spielzeit auf. Das Volkstheater eröffnete die Saison mit dem Zeitenwenderoman *Das Narrenschiff* von Katherine Anne Porter, das Schauspielhaus Wien mit Alfred Kubins fantastischem Roman *Die andere Seite*, das Landestheater Niederösterreich mit einer Adaptierung von Ilija Trojanows *Die Welt ist groß und Rettung lauert überall*.

Kaum ein Theater im deutschsprachigen Raum, das sich nicht auch mit epischen Texten auseinandersetzt; an Büchern wie Michel Houellebecqs *Unterwerfung* kommt eben niemand vorbei.

Was Ende der 1990er-Jahre mit Frank Castorfs Hinwendung zu den Werken Dostojewskis begann – von *Dämonen* (1999) bis zu den *Brüdern Karamasow* (2015) – eb-

nete einhergehend mit der sich Bahn brechenden postdramatischen Theaterpraxis der Prosa den Weg, was nicht heißen soll, dass es nicht auch davor schon Romandramatisierungen gegeben hätte, aber eben eher vereinzelt.

Man schielt mit dem Erschließen von Prosawerken für die Bühne nicht nur auf den Uraufführungseffekt. Das postdramatische Theater sucht vor allem die Reibung an einer erzählerischen Sprache. Nicht selten sprechen Figuren zeitgenössischer Stücke über sich in der dritten Person.

Reiz der Dramatisierung

Der Reiz der Dramatisierung liegt auch darin, dass Stoffe in Prosaform anders verhandelt werden; sie liefern Reflexionen gleich mit, operieren mit Rückblenden etc. Selbst konventionelle Bühnen wie jene der Festspiele Reichenau setzen seit einigen Jahren auf die narrative Erweiterung, zuletzt mit Doderers *Dämonen* oder Tolstois *Anna Karenina*, im kommenden Sommer mit *Lady Chatterley* von D. H. Lawrence.

Die Weiterverwertung von Kunstwerken ist in Wahrheit aber



Menschen treffen aufeinander, finden aber zu keinem sozialen Miteinander: Marta Kizyma, Dominik Warta, Jeanne Devos und Mirco Reseg (von links) in „Die Stunde zwischen Frau und Gitarre“.

so alt wie die Kunst selbst. Mamen verdrängen die Dramenliteratur keineswegs, meint Regisseurin Thirza Bruncken. „Auf den Spielplänen sind noch immer überwiegend jene Texte präsent, die für das Theater geschrieben wurden“, sagt sie im STANDARD-Gespräch. Gewisse Stoffe lägen halt in Romanform vor. Aber ob Prosa oder Drama – „der Schwierigkeitsgrad ist meistens derselbe“. Entscheidend sei lediglich, „ob es gelingt, einen aussagefähigen Theaterabend zu spielen.“

Mit Clemens J. Setz' jüngstem Roman *Die Stunde zwischen Frau und Gitarre* haben sich Thirza Bruncken und das Ensemble einen 1000-Seiter vorgenommen. Die Bühnenfassung (Bruncken, Esther Holland-Merten) hat heute, Freitag, Uraufführung im Werk X, die Spieldauer soll deutlich unter zwei Stunden Spielzeit liegen. Übrigens: Mit Setz' Erfolgsroman *Frequenzen* erzielte das Grazer Schauspielhaus im Vorjahr einen seiner besten Abende.

Die Stunde zwischen Frau und Gitarre erzählt aus dem Leben der jungen Behindertenbetreuerin Nathalie und deren „Handhabung“ der Welt. Die Protagonistin ist weniger als authentischer Mensch zu betrachten, eher, so Bruncken, als „eine Konzentration von Erscheinungen der Moderne“. Nathalie betrachtet die Welt als Bild, so Bruncken. „Gegenwart in gemeinschaftlicher Tätigkeit erlebt sie nicht. Ihr Leben ist eine Aneinanderreihung von unendlichen Möglichkeiten, von Versuchen und Ideen, die letztlich folgenlos auf sie als Subjekt zurückfallen“.

Für die Abbildung dieses Daseinszustands, in dem Bild auf Bild gehäuft wird, in dem eine Geschichte die nächste überlagert, ist die ausgedehnte Form des Romans elementar. Konsequenz auch, dass der Roman zu keinem Ende führt.

Attraktive Belletristik

Bruncken, die in Wien insbesondere durch Arbeiten am Volkstheater während der Intendanz Emmy Werners bekannt wurde, hatte schon früh Interesse daran, Prosatexte für die Bühne zu erschließen. 1997 inszenierte sie Bret Easton Elliss *American Psycho* am Schauspielhaus Hamburg, ein Jahr später Mary Shelleys *Frankenstein* in Düsseldorf.

Diese beiden Buchtitel offenbaren eine weitere Attraktivität, die die epische Belletristik auf die Bühnenkunst ausübt: Das Theater kann auf Werke zugreifen, die sich im öffentlichen Diskurs bereits durchgesetzt haben.

Im Idealfall baut man auf eine bei der Leserschaft bereits erreichte Popularität, die sich zeitgenössische Theatertexte gemeinhin erst erspielen müssen. Dramen werden zum Leidwesen mancher Autoren wesentlich seltener gelesen. Dennoch erhält auch die nachrückende Dramatikergeneration ihre notwendige Aufmerksamkeit, findet Bruncken.

Auch Dramatiker hegen in ihren Texten heute vielfach eine profunde Skepsis gegenüber der Abbildung oder Reproduktion von Wirklichkeit und experimentieren mit einer Vielfalt an Stimmen und Sprechweisen. Über den Roman und seine Narration erobert



Thirza Bruncken inszeniert Clemens J. Setz' Roman.

Foto: Werk X

sich das Theater mitunter ein Stück situativer Realität zurück.

Es bleibt dabei nur die Zitterpartie, ob man die Aufführungsrechte für einen Bestseller bekommt. Das Werk X bekam sie. „Wir wollten etwas finden, das sich direkt auf heute und auf heutiges soziales Leben bezieht“, sagt Thirza Bruncken auf die Frage, welche Überlegungen der Arbeit vorausgingen.

„Clemens Setz' Roman bildet sehr gut ab, wie und wo Gesellschaft als soziales Miteinander vielleicht nicht mehr funktioniert.“ Uraufführung am 2. 12., 19.30



SPIELZEIT 2015/2016

„Sie sollen unsere Jobs stehlen“

Regisseur und Intendant Oliver Frlić über Balkan-Klischees, das Erstarren der Rechten in Europa und sein aktuelles Stück.

Von Petra Paterno

„Wiener Zeitung“: Wie würden Sie Ihre Art Theater zu machen beschreiben?

Oliver Frlić: Formale Entscheidungen sind bei mir eng mit dem Effekt verwoben, den ich erzielen will. In jeder künstlerischen Ausdrucksform manifestieren sich Interessen bestimmter sozialer Schichten. Wenn man etwa Peter Weiss' „Ästhetik des Widerstands“ liest, wird einem bewusst, wie lange Bauern oder Arbeiter nicht einmal Subjekt eines Kunstwerks sein durften.

„Balkan macht frei“, Ihre viel diskutierte Münchner Inszenierung, gastierte neulich im Werk X, thematisiert einen Clash der Klischees zwischen Ost und West. Warum halten sich regionale Differenzierungen so hartnäckig?

Noch bevor ich etwas sage oder tue, werde ich sehr oft mit Stereotypen konfrontiert, die mit dem Ort meiner Geburt zu tun haben, oder dem Land, in dem ich derzeit lebe. Auch meine künstlerische Arbeit wird unter dieser Prämisse beurteilt. Anstatt dass ich nun lang und breit erkläre, dass die Dinge nicht so einfach sind, dass der Balkan als historisch gewachsener sozialer und kultureller Raum viel komplexer ist, als in den westlichen Mainstream-Medien dargestellt, versuche ich, sol-

ZUR PERSON



Oliver Frlić, 40, ist Intendant des kroatischen Nationaltheaters in Rijeka und gilt als

einer der international renommiertesten Regisseure aus Kroatien. Er ist bekannt für seinen kritischen Blick auf gesellschaftliche Zustände in den Ländern Ex-Jugoslawiens. Foto: Jovica Drobnjak



Die Inszenierung „Unsere Gewalt und eure Gewalt“ von Oliver Frlić gastiert nun in Wien. „Es ist traurig, dass Demokratien keinen Mechanismus entwickelt haben, Faschismus zu verhindern“, sagt er. Foto: Mare Mutić

che neokolonialen Einstellungen zu kritisieren, in dem ich Stereotype, denen ich häufig ausgesetzt bin, scheinbar internalisiere.

In Ihrer Festwochen-Produktion „Unsere Gewalt und eure Gewalt“ geht es auch um das Erstarren der Rechten in Europa. Ihre Diagnose?

Der gegenwärtige europäische Faschismus ist demokratisch legitimiert. Es ist traurig, dass Demokratien keinen Mechanismus entwickelt haben, den Faschismus zu verhindern, vor allem nach den Erfahrungen, die wir in der Vergangenheit damit machen mussten. Eigentlich sollten wir uns täglich daran erinnern, dass Hindenburg seinerzeit Hitler zum Reichskanzler Deutschlands ernannte.

Im Stück „Balkan macht frei“ sprechen Sie von einem Krieg, der kommen werde. Ist das für Sie eine konkrete Bedrohung?

Nun, ich bin weder politischer Analyst noch Prophet. Aber Krieg ist niemals nur blinder Hass, es stecken immer auch ökonomische Interessen dahinter. Die gegenwärtige ökonomische Überlegenheit Europas ist auch das Ergebnis einer völlig legal betriebenen Ausbeutung während der Zeit des Kolonialismus.

Die Geschichte schlägt zurück?

Ja, so gesehen freut es mich, dass die Menschen aus jenen Ländern, die einst kolonialisiert wurden und in die man westliche Demokratie exportierte, nun die Straßen Europas fluten. Sie sollen

unsere Jobs stehlen, da wir sie seit langem der Möglichkeit beraubt haben, unter menschenwürdigen Bedingungen zu leben. Was wurde aus dem Arabischen Frühling? Die meisten dieser Länder leben heute im absoluten Chaos.

Wann beginnt ein Krieg?

Das hängt davon ab, wie man den Begriff Krieg definiert. Die aktuelle Situation in Europa könnte durchaus als Umkehrung der berühmt-berüchtigten Carl-von-Clausewitz-These gelesen werden. Demnach wäre die gegenwärtige Politik die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln.

Sie selbst erlebten den Krieg in Ex-Jugoslawien. Welche Lehren lassen sich daraus für das Heute ziehen?

Man kann daraus lernen, wie ein Krieg in Europa aussehen könnte: Er würde mit Waffen geführt werden, die noch viel ausgefeilter sind, und es käme wieder zu unzähligen Verlusten. Das gegenwärtige Erstarren rechtspopulistischer Bewegungen in ganz Europa lehrt uns, dass 1945 das Jahr war, in dem der Faschismus zwar eine Schlacht verloren hat, aber nicht den Krieg. Europa relativiert seine antifaschistischen Traditionen, ein anti-totalitärer Diskurs wird dazu benutzt, die Linken zu diskreditieren.

In Ihrer Theaterarbeiten kritisieren Sie häufig die Zustände in den Staaten Ex-Jugoslawiens. Wie erleben Sie den Prozess der Vergangenheitsbewältigung in Ihrer Heimat?

Um sich über kollektive Erinnerungen verständigen zu können, bedarf es eines politischen Prozesses. Darin spiegeln sich die Werte einer bestimmten Gesellschaft. Es ist eine Tatsache, dass wir in der gegenwärtigen kroatischen Regierung Leute haben, die sich offen für einen unabhängigen Staat Kroatien aussprechen – jenes Staatsgefüge war während des Zweiten Weltkriegs ein Vasallenstaat Hitlers – und die ferner alles tun, um Verbrechen, die von diesem Regime verübt wurden, zu relativieren. Wohin führt das? Der historische Faschismus erlebt in Kroatien derzeit eine Form der Normalisierung. In den Geschichtsbüchern der Grundschulen werden etwa Partisanen und die nationale Befreiungsarmee Jugoslawiens kaum mehr in einem positiven Kontext erwähnt.

Denken Sie, dass Theater etwas verändern kann?

Das Theater hat mich verändert, die Antwort ist also ja. ■

Unsere Gewalt und eure Gewalt

Von Oliver Frlić
Schauspielhaus
So, 29. Mai bis Mi, 1. Juni



Theater Tipp

Schluss mit dem Kultur- Blabla, oder ich schieße!



Radikale Kultur-Abrechnung

Eigentlich war der bosnische Regisseur Oliver Frljić dazu engagiert worden, ein Migrationsstück am Münchner Residenztheater zu entwickeln. Dann platzte ihm der Kragen, und „Balkan macht frei“ wurde stattdessen eine zornige Abrechnung mit dem dekadenten deutschsprachigen Kulturbetrieb, der sich Quotenmigranten für die Problemstückschiene hält. Im Zuge der Inszenierung wird nicht nur er selbst niedergeschossen, sondern auch die Regisseure Frank Castorf und René Pollesch oder der Resi-Direktor Martin Kušej. Der Metatheater-Überraschungserfolg ist nun im Zuge eines Austauschs mit dem Werk X zweimal in Wien zu sehen. Wer sich etwa am Wahlabend abregieren muss: Dieser ungewöhnliche Meta-Abend macht sicher frei. **M P**

Werk X, Sa, So 19.30



KULTUR IN KÜRZE

Unfrei

Im Wiener Werk X ist am 21. und 22. Mai ein spannendes Gastspiel des Münchner Residenztheaters zu sehen: *Der in Kroatien lebende bosnische Regisseur Oliver Frlijić hat in seiner*



bisherigen Karriere heftige Reaktionen ausgelöst, setzt er sich in seinen Arbeiten doch mit der verdrängten Vergangenheit seiner Heimat auseinander. „Balkan macht frei“, seine gefeierte Inszenierung, ist eine wütende, grandiose Publikumsbeschimpfung, in der sich Frlijić gegen das Klischee des „Balkanregisseurs“ zur Wehr setzt.



SPIELZEIT 2014/2015

Meidlinger Neurosenblüte

Famos: „Hannah und ihre Schwestern“ im Werk X

Ronald Pohl

Wien – Ein Hauch von Volksbühne-Ost weht durch Meidling. Dort, im Werk X, nimmt sich Gastregisseur Milan Peschel des prominentesten aller Tschechow-Schüler an: Woody Allens. *Hannah und ihre Schwestern* (1986) markierte einst Allens Hinwendung zum Beziehungsdrama. Pate für diese Komödie der Hochneurotik stand ein anderes, ernsthaftes Genie: der Schwede Ingmar Bergman. Allen selbst trat in seinem Film als untröstlicher Hypochonder Mickey auf.

In den gehobenen Kreisen New Yorks herrscht ein ungesundes Klima. Man nehme Elliott (Chris-

tian Dolezal). Hannahs Mann trägt das schönste rote Seidenhemd der Welt. Trotzdem verzehrt sich der Tollpatsch unsäglich nach Hannahs Schwester Lee (Hanna Binder). Jede Figur hält ihr kleines Glück in Händen. Jede wirft es weg und tritt es mit Füßen.

Der Maler Frederick (Martin Hemmer) pinselt riesige tachistische Gemälde. Er fegt im Morgenmantel über die Bühne und stellt kluge Fragen nach dem Sinn des Lebens. Die Schauspieler in dieser Woody-Allen-Zentrifuge leisten Vergnüglichstes. Sie stehen unter dem rätselhaften Überdruck von Menschen, die ungemein beredt sind und voneinander doch nicht das Geringste wissen. In Augenblicken des nicht nur hormonellen Überdrucks werfen sie die Arme in die Höhe. Sie bilden dann einen Geisterreigen, ehe sie sich voneinander lösen und an den Betonwänden zerschellen.

Peschel, das Schauspieler-Original aus dem Bannkreis Frank Castorfs, hat famos inszeniert. Er packt in Woody Allens Vorlage eine ganze Flut von Assoziationen hinein. Zugleich hat er dem Ensemble die Arbeitsgrundlagen der Volksbühnen-Ästhetik eingetrichtert: Traue der Figur, die du spielst, niemals über den Weg. Schäme dich niemals deines Dranges zur Exhibition. Die Spreewald-Gurke in Gold gebührt Wien-Heimkehrerin Sabine Waibel. Ihre „Holly“ – Hannahs problematische Schwester – ist die entzückendste Furie der Welt. Man wünscht sich, diese Schauspielerin häufiger in Wien zu sehen.

 www.werk-x.at

„Wenn das echte Leben auf das Theaterleben trifft

VON GUIDO TARTAROTTI

Kritik.

Das gelungene Theaterdebüt des ORF-Mannes Hanno Settele im „Werk X“.

Das Stück beginnt damit, dass die Figur „Hanno Settele“ zur Aufführung zu spät kommt. Eine Frau im Publikum hält diese inszenierte Szene für die Realität und meldet sich zu Wort: Sie habe Hanno Settele draußen gesehen, möglicherweise sei die Tür versperrt ... Setteles Bühnenpartner Alexander Simon muss alle Kräfte aufbieten, um ernst zu bleiben.

Das Stück „My Life As A Terrorist“ beruht auf einem Dokumentarfilm, in dem der Terrorist Hans-Joachim Klein über den OPEC-Anschlag von



„My Life As A Terrorist“: Hanno Settele, Alexander Simon im Werk X

1975 Auskunft gibt. Alexander Simon spielt diesen Klein beängstigend gut, zelebriert dessen Spießigkeit und dessen sprachliche Merkwürdigkeiten („ööööh...“). Es gehört zum Konzept dieser

2007 uraufgeführten Produktion, dass ein echter Journalist den Interviewer spielt. Der ORF-Mann, bekannt aus der „Wahlfahrt“, macht das richtig gut. Der Theater-im-Theater-Stil der starken, re-

duzierten Inszenierung von Ali M. Abdullah sieht vor, dass die Darsteller immer wieder aus ihren Rollen aussteigen und Schauspieler darstellen, die ein Stück erarbeiten. Das bedeutet, Hanno Settele spielt nicht nur die Figur „Hanno Settele“, sondern auch den Schauspieler „Hanno Settele“, der die Figur „Hanno Settele“ entwickelt. Das ist für einen Laien so ziemlich die schwierigste Übung, aber sie gelingt gut.

Im Anschluss an die bejubelte Aufführung entwickelt sich eine Diskussionsrunde, in der sich plötzlich eine (mit beneidenswertem Humor ausgestattete) Zeitzeugin, eine Geisel von 1975, zu Wort meldet – so lebensnah kann Theater sein.

Die Aufführung wurde jetzt nur zwei Mal gespielt, wird aber im Mai und Juni wieder gezeigt.

KURIER-Wertung: ★★★★★

"PROLETENPASSION":

Auf Lenin einen heben!

Eine Ikone wird wiederbelebt: Vor vierzig Jahren war das Oratorium "Proletenpassion" ein linkes Juwel. Nun kommt es erneut auf die Bühne. von Thomas Miessgang

DIE ZEIT N° 04/201521. Januar 2015 16:14 Uhr

schließen

PDF

Speichern

Mailen

Drucken

Twitter

Facebook

Google +

Das Bühnenbild ist minimal, die Requisiten hingegen sind gigantisch: Riesige rote Fahnen werden so heftig geschwenkt, dass sie über den Sitzreihen der Zuschauertribüne flattern. Die gesamte Rückwand bis hinauf zur Decke wird von Schriftbannern verdeckt, die revolutionäre Slogans hämmern. "Euer Reichtum ist unsere Armut", verkündet einer. Es ist armes Theater, ganz im Sinne von Jerzy Grotowski, bei dem eine Pappkrone monarchistische Macht versinnbildlicht und eine schlichte Perücke das blutsaugerische Feudalistenpack.

Man kann sich durchaus vorstellen, dass jetzt gleich die Originalbesetzung der Musikgruppe Schmetterlinge, einst die Hauskapelle der linken Szene, diese Bühne kapert und mit fünfstimmigem Satzgesang und plinkernder Mandoline einen Hymnus auf die Verdammten dieser Erde anstimmt: "Was sich bis heute nicht geändert hat, das kann sich sehr schnell ändern, einem einigen Volk gehört sein Staat, das gilt in allen Ländern."

Doch dann legt die Musik bei diesem Wiederbelebungsversuch des vierzig Jahre alten Revolutionsoratoriums Proletenpassion tatsächlich los, und alles ist ganz anders: Das Schlagzeug trommelt schweren Beat, manchmal wird er auch auf ein Ölfass gehämmert und treibt die Stücke vor sich her. Verzerrte Gitarren kreischen auf und mischen sich in elektronische Schlieren aus dem Synthesizer, schließlich trötet eine Trompete, die wie ein fernes Echo aus New Orleans klingt. Manchmal blitzen zwar noch die alten Melodien im Weill- und Eisler-Sound durch, die man aus der originalen Proletenpassion noch im Ohr hat – wie eine alte Schrift auf einem Palimpsest. Doch der Gesamtsound ist so düster, wie der revolutionäre

Elan von einst heute desillusioniert ist.

Die Proletenpassion 2015 ff., die am 22. Jänner im Theater Werk X im ehemaligen Arbeiterbezirk Meidling Premiere feiert, verwaltet ein fast überlebensgroßes Erbe. Eva Jantschitsch, als Kunstfigur Gustav eine Größe der Wiener Indiepop-Szene, hat, gemeinsam mit Knarf Rellöm, einem Vertreter der sogenannten Hamburger Schule, die Originalmusik der Klassenkampf-Kanzonen "entschlackt", wie sie selbst sagt. Und wenn sie mit ihrer kehligen, leicht brüchigen Stimme einsam die Melodie übernimmt, dann wird der domestizierte, mehrstimmige Schönklang der Schmetterlinge zur existenzialistischen Selbstbefragung mit ungewissem Ausgang. "Ich habe versucht, den Kern der Komposition zu bewahren, und das weggeschmissen, was unbrauchbar ist für eine leidenschaftliche Darbietung des Inhalts", sagt Jantschitsch. "Ich glaube, dass es wichtig ist, da mit Energie ranzugehen. Da muss man manchmal ein bisschen etwas wegkehren – die ganzen Bach-Etüden, die Zitate von Queen bis Ennio Morricone."

Von der Garage ins Parkhaus



Die Garage X ist vom Petersplatz nach Meidling ins Kabelwerk übersiedelt und heißt jetzt Werk X. Wie kam das?

BERICHT:
WOLFGANG KRALICEK

Zwischen dem Petersplatz in der City und dem Kabelwerk in Meidling liegen nur zehn U-Bahn-Stationen. In einer knappen halben Stunde ist man da. Trotzdem wirkt es, als würde die Garage X in die tiefste Pampa übersiedeln.

Aus der Garage X wird das Werk X. Als bekannt wurde, dass Ali M. Abdullah (46) und Harald Posch (50) mit ihrem Theater vom Petersplatz nach Meidling ziehen wollen, haben viele Branchenkollegen an ihrem Verstand gezweifelt. Abdullah und Posch haben nicht auf sie gehört und die Flucht nach vorn angetreten: Die Eröffnung des neuen Theaters wird nun trotzig mit Sprüchen wie „Theater am Arsch der Welt“ oder „Da raus kommt nie wer!“ beworben.

Auch das Eröffnungswochenende steht ganz im Zeichen des unbekanntenen Planeten zwölfter Bezirk. Unter dem Titel „Mythos Meidling“ findet ein bunter Abend mit acht kleinen Auftragswerken statt, die rund um das Werk X uraufgeführt werden. Beiträge haben u.a. der Bachmannpreisträger Tex Rubinowitz oder der Journalist Robert Misik geliefert; Fernsehautor Sebastian Brauneis („Bösterreich“) lädt per Bus zu einer „Reise durch den Arsch der Welt“,

und Regisseur Kurt Palm hält im Hinterzimmer eines Schutzhauses einen Vortrag über Stalin in Meidling.

Der Name Werk X setzt sich aus Palais Kabelwerk und Garage X zusammen. Das klingt nach Fusion der beiden 2009 gegründeten Institutionen, tatsächlich aber handelt es sich um eine Übernahme. Abdullah und Posch war es gelungen, die Kulturpolitik davon zu überzeugen, ihnen einen größeren Spielort zu übertragen.

Das Palais Kabelwerk bot sich insofern an, als die Stadt ohnedies nicht so genau zu wissen schien, was sie mit dem „kulturellen Stadtlabor“ eigentlich wollte. Das Haus war so niedrig subventioniert (400.000 Euro), dass es hauptsächlich vermietet wurde und kaum eigenes Profil entwickeln konnte.

Die Garage X wiederum war mit 720.000 Euro Jahressubvention vergleichsweise gut dotiert, den Machern aber bald zu klein geworden. „Wir haben Probleme gehabt, bestimmte Bühnenbilder durch die Tür zu kriegen“, sagt Harald Posch.

Auf dem Kabelwerk-Gelände befand sich seit 1903 eine riesige Kabelfabrik, die 1997 geschlossen wurde. Eine Zeitlang wurden die leerstehenden Industriehallen kulturell genutzt; der Underground-Theatermacher Hubsi Kramar mietete sich dort ebenso ein wie Regiefürst Peter Stein, der im Kabelwerk 2001 seinen „Faust“-Marathon zeigte. Danach wurde die Fabrik geschleift und durch eine große Wohnhausanlage ersetzt; Teil der Planung war auch das Kulturzentrum Palais Kabelwerk.

Vom pittoresken Charme der alten Hallen war dort nichts geblieben. Die extrem nüchterne Architektur – atmosphärisch mehr Parkhaus als Garage – ihres neuen

Die Werk-X-Chefs Ali M. Abdullah und Harald Posch in ihrem neuen Haus: „Da kannst du ganz anders Theater machen“

Theater am Arsch der Welt

Das Werk X befindet sich in Wien 12 (Oswaldgasse 35A) und ist mit der U6 (Station Tscherttgasse) erreichbar. Eröffnet wird am 17. und 18.10. mit „Mythos Meidling“, die nächsten Premieren sind „Eldorado“ von Marius von Mayenburg (23.10.) und die Romanadaption „Seelenkalt“ nach Sergej Minajew (13.11.). Information: www.werk-x.at

Spielorts kommt den Garage-X-Machern aber entgegen. „Der Raum ist gut, weil er eben nicht Plüsch, sondern Sichtbeton ist“, findet Posch. „Da kannst du ganz anders Theater machen.“ Für seinen Kollegen Abdullah ist es sogar „einer der zeitgemähesten Theaterräume in Wien überhaupt“.

Während im Werk X die Eigenproduktionen gezeigt werden, wird der Spielort am Petersplatz, der jetzt Werk X Eldorado heißt, zur kuratierten Bühne für die freie Szene. Insgesamt beträgt der Zuschuss nun 1,45 Millionen Euro; 100.000 davon sind für das von Regisseurin Asli Kislal betriebene postmigrantische Labor Divercitylab zweckgebunden. Inhaltlich wird sich am Konzept von Abdullah und Posch nicht groß was ändern; sie wollen wie gehabt „innovatives Sprechtheater“ bieten.

Wie die Garage X wird sich auch das Werk X also ziemlich genau zwischen dem auf neue Dramatik spezialisierten Schauspielhaus und der Performancebühne Brut positionieren. Vereinfachend könnte man die Dramaturgie von Abdullah und Posch als performatives Sprechtheater beschreiben. Gearbeitet wird zwar mit Schauspielern, aber bevor man einen Dramatiker beauftragt, wuchtet man lieber gleich selbst einen zeitgeistigen Roman auf die Bühne.

Die Zusammenarbeit der beiden Regisseure begann 2004 mit dem Projekt „Drama X“. Im inzwischen abgerissenen Galaxy Tower auf der Praterstraße wurden an einem Abend zehn kurze Stücke uraufgeführt. Nach zwei weiteren derartigen Formaten (darunter das „Vierundzwanzigstundenwerk“ 2005 im alten Kabelwerk) verlegten sie den Fokus von Autoren auf Regisseure und veranstalteten Themenfestivals. 2009 haben sie aus dem Ensemble Theater die Garage X gemacht, weitere fünf Jahre später übernehmen sie jetzt das Werk X.

Vom Stücke-Happening zum Mittelbühnenkonzern in nur zehn Jahren – wie haben sie das gemacht? „Wir haben viel gearbeitet, Gas gegeben“, sagt Posch. „Und wir haben Drama X ja nicht gegründet, um eine freie Gruppe zu bleiben.“

„Als wir angefangen haben, waren wir schon fertige Regisseure“, ergänzt Abdullah. „Ich habe den Eindruck, dass wir ständig etwas hinterherlaufen. Wir finden das Kabelwerk super, wissen aber schon jetzt, dass das alles am Limit ist.“

Als Baukostenzuschuss gab's 375.000 Euro; die wurden in neue Bühnenböden und die Errichtung einer Hinterbühne investiert. Die zwei Säle im Werk X und das Eldorado haben insgesamt ein Fassungsvermögen von 800 Plätzen. Theoretisch. In der Praxis wird aus Kostengründen vorläufig nur ein Spielort pro Abend bespielt.

Großen Wert legen die Intendanten auf internationale Strahlkraft. „Viele Wiener Theater sind hinter Passau irrelevant. Uns kennt man in Berliner oder Hamburger Theaterkreisen.“ Der Gastspielaustausch mit deutschen Bühnen ist ein wichtiger Bestandteil ihres Konzepts. Nicht zuletzt weil die Bühne in der Garage X zu klein war für deutsche Stadttheaterproduktionen, haben sie ja einen größeren Raum gesucht.

Wobei sie auch da schon an ihre Grenzen gestoßen sind. Martin Kušej, der Intendant des Münchner Residenztheaters, hat dem Werk X seine Fassbinder-Inszenierung „Die bitteren Tränen der Petra von Kant“ angeboten. Aber dann stellte sich heraus, dass die auch ins Werk X nicht reinpasst.

Mal sehen, welches Theater Abdullah und Posch in fünf Jahren übernehmen. ❧

PHOTO: HERIBERT COREN



Werk X: Von Mayenburgs „Eldorado“ Aufstieg und Fall

Wien hat ein neues Theater: Das Palais Kabelwerk in Wien Meidling und die Garage X in der Innenstadt haben sich zu „Werk X“ zusammengeschlossen. Einen ersten Eindruck gewann man bei der österreichischen Erstaufführung von Marius von Mayenburgs „Eldorado“ (noch am 1., 7., 15., 21., 27. und 28. November).

Seit der Uraufführung seines Stückes „Feuergesicht“ im Jahr 1998 gehört Marius von Mayenburg zu den meistinszenierten deutschsprachigen Dramatikern seiner Generation. Seine Werke sind in viele Sprachen übersetzt und werden weltweit gespielt.

Marius von Mayenburgs neues Stück „Eldorado“ handelt von der Suche nach dem privaten Glück, vom Aufstieg und Fall eines einst gewieften Geschäftemachers vor dem Hintergrund einer nicht näher benannten und daher umso bedrohlicheren Krisen- und Kriegssituation.

Anna Franziska Srna, Anna Rot, Elzamarieke de Vos,

Gábor Biedermann, Karim Chérif und Peter Wolf berichten höchst eindrucksvoll von Macht und Ohnmacht und spielen beseelt wie hochdramatisch vital, so dass das Publikum in den Bann eines ausweglosen Geschehens katapultiert wurde.

Von Mayenburgs Text und Inszenierung wie auch Nina Wetzels Ausstattung prangern entsetzliche Ungerechtigkeiten an.

Gelungen sind auch die den Abend begleitenden, musikalischen Einlagen (Nils Ostendorf) und Videozuspielungen, für die Sébastien Dupouey verantwortlich zeichnet. Sie verbinden die einzelnen Auftritte und tragen viel zur positiven, dichten Gesamtwirkung dieser herausragenden Produktion bei.

Fast zwei Stunden temperamentvolles, intensives Theater! Florian Krenstetter



Das neue Werk „Eldorado“ ist randvoll mit Geschichten, die mit Regisseur Marius von Mayenburg zu tun haben – zum Beispiel die künstlerische Krise der Pianistin (Foto: Elzamarieke de Vos).